NR. 49. OFFENBURG, 4. DEZ. 1963. 3 Z 2013 C. 70 PFENNIG

Österreich 5.00 ö. S. - Schweiz -.90 sfrs. - Italien 150 Lire - Frankreich 1.00 F - Schweden 1.25 skr. inkl. oms.

BUNTE ILLUSTRIERTE

Münchner/Frankfurter



Sonderbericht über das Attentat:

John F. Kennedy †

Unsere Korrespondenten

Wilde Tiere haben wenig Chancen

KENIA Die sich rasch vermehrende Bevölkerung Afrikas macht immer mehr den wilden Tieren den Boden streitig. Letzthin fragte ein schwarzer Politiker in Kenia: „Ist es in Ordnung, wenn ein Löwe in unserem Land mehr Boden zu seiner Verfügung hat als ein Mensch?" Der Mann übersah, daß ein Löwe einige Meter weit springen muß, um eine Gazelle zu schlagen, die ihrerseits Kilometer zurücklegt, um ihre Nahrung zu suchen.

Konsequent aber verfolgen die neuen Afrikaner ihr Ziel: mehr Boden für mehr Menschen, und sei es auf Kosten der Tiere. Ein Schwarzer sagte mir: „Seid ihr Europäer nicht stolz auf die Ausrottung der Bären, der Wölfe und der Wildkatzen in Westeuropa?"

In diesen Tagen ging es darum, einige Dutzend Antilopen vor dem Untergang zu retten, Antilopen einer Art, die im Aussterben begriffen ist. Sie lebten im bisher wenig berührten Gebiet am Tanafluß im Nordosten von Kenia, unweit der somalischen Grenze. Im Rahmen eines „Irrigation Scheme", also einer Landerschließung durch Bewässerungskanäle, wurde die Steppe aufgebrochen, auf der diese Antilopen sich herumtollten. Niemand dachte daran, daß die Ackerbauern, die schon heranrückten, mit diesen Tieren aufräumen könnten und daß sie nur allzu rasch in den Kochtöpfen der Menschen untergehen würden.

Ein englischer Tierfreund kam auf den Gedanken, sich für diese Tiere einzusetzen. Er erzählte die Geschichte dem Kommandanten des englischen Flugzeugmutterschiffes „Ark Royal", das gerade im Hafen von Mombasa vor Anker lag. Und dieser gab den Befehl, eine Anzahl von Hubschraubern, die zu diesem Schiff gehören, einzusetzen, um die Antilopen zu retten. Sie wurden denn auch in eineinhalb Stunden Flug vom Tanagebiet in das Tierreservat von Tsavo — über 300 Kilometer entfernt — transportiert, wo sie der Menschheit hoffentlich erhalten bleiben. JOHN BROWN

Mein Kind ist eine Gottesstrafe

BRASILIEN „Weil Gott mich strafen will, hat er mein Kind krank gemacht. Und weil ich diese Strafe ständig empfinden muß, darf es nicht in eine Anstalt, sondern muß mir stets vor Augen sein", so erklärte José Maria Siqueira, ein angesehener Kaufmann im Innern des Staates Paraná, warum er seinen Sohn Noridi seit 1930 in einem Käfig eingesperrt hielt.

Diesem Fall religiösen Wahnsinns war die Polizei auf die Spur gekommen. Sie hatte im Hinterhof des Kaufmanns einen vergitterten Käfig entdeckt, in dem ein menschliches Leben dahinvegetierte. Es war Noridi, der älteste Sohn Siqueiras.

Noridi, so erzählte der Vater, war als Kind schwer erkrankt. Die Ärzte stellten Meningitis fest. Seither ist Noridi geistig und körperlich ein unheilbar kranker Mensch.

Der Vater sah in dem Dasein des unglücklichen Geschöpfs eine Strafe, die Gott ihm für Jugendsünden zuteil werden ließ. Eine Strafe, die er ohne zu murren auf sich nehmen müsse.

Freunde und Ärzte rieten ihm, das in Siechtum und geistiger Umnachtung

BUNTE WELT
berichten aus Nairobi, Rio, Sydney und Tokio

heranwachsende Kind in einer Anstalt unterzubringen. Aber Siqueira weigerte sich: „Das will Gott nicht. Es wäre eine Flucht vor meiner Strafe."

Im Hause Siqueira wurden es mehr und mehr Kinder, schließlich waren es zwölf. Jetzt kam der Vater auf die Idee, Noridi einzukerkern, damit er das Familienleben nicht störe. Die Eltern und die Geschwister gewöhnten sich rasch an den Anblick des hinter Gittern hausenden Erstgeborenen.

Beim Verhör durch die Polizei sagte Vater Siqueira: „Es wäre ein Segen für mich, wenn Gott den Noridi zu sich riefe. Aber ich kann ihm nicht ins Werk pfuschen. Er hat ihn mir zur Strafe gesandt, und ich muß seinen Anblick ertragen, solange mir das bestimmt ist." EDUARD KEFFEL

Telefon mit Tücken

AUSTRALIEN Fräulein Knodler, die Direktorin des Lyzeums in der Sydneyer Vorstadt Manly, wird in Zukunft äußerst vorsichtig sein, bevor sie telefonische Wünsche erfüllt. Zweimal innerhalb weniger Tage war sie das Opfer einer fernmündlichen Fopperei geworden. Zuerst erhielt sie einen Anruf von einem Herrn, der sich als staatlicher Kammerjäger vorstellte. Da die Bodenbalken der erst drei Jahre alten Schule von Termiten zerfressen seien, würde er einige seiner jungen Männer herüberschicken, um den Schaden zu inspizieren und mit entsprechenden Maßnahmen ein völliges Zusammenfallen der Schulgebäude zu verhüten.

Die gestrenge Direktorin selbst hatte noch nichts davon gehört, daß ihre Schule von den in Australien so gefürchteten „weißen Ameisen" angegriffen worden war. Trotzdem versprach sie dem Herrn Kammerjäger jede Beihilfe und war höchstpersönlich zur Stelle, als die „jungen Männer" vorfuhren. Höchstpersönlich auch führte sie die Herren durch die ganze Schule und beobachtete sehr beeindruckt, wie sie fachmännisch das Holzwerk mit Hämmern beklopften.

Nachdem die Korridore besichtigt waren, baten die Herren, auch durch die Klassenzimmer und Waschräume geführt zu werden. Da allerdings begann Fräulein Knodler einige Zweifel zu hegen, denn es wurde bald klar, daß die Herren vielen der höheren Töchter der Oberklassen nicht ganz unbekannt waren, und es gab viel Gekicher auf der einen und Augenblinzeln auf der anderen Seite.

Einige Tage später klingelte wieder das Telefon im Amtszimmer der Direktorin. Es sprach ein Herr von der Omnibusgesellschaft. Bedauerlicherweise seien die Omnibusfahrer plötzlich in Streik getreten, und es sei daher unmöglich, die Sonderbusse, die täglich die Schülerinnen des Lyzeums nach Hause fahren, an diesem Tage zu stellen. Damit die Eltern nicht beunruhigt werden, empfehle er, den Unterricht etwas früher als üblich zu beenden, so daß alle Schülerinnen zur üblichen Zeit nach Hause kämen. Und da einige der Mädchen erheblich weit entfernt wohnten, wäre es gut, wenn die Direktorin Taxis bestellte. Die Omnibusgesellschaft würde natürlich alle Unkosten ersetzen.

Fräulein Knodler schickte also die gesamte Schülerschaft eine Stunde früher nach Hause, zu Fuß und mit jedem in Manly erhältlichen Taxi. Pünktlich zur üblichen Zeit aber kamen die Sonderbusse vor der leeren Schule an. Und es lächelten die Primaner des Manlyer Gymnasiums, die von nichts was wußten und denen nichts nachzuweisen war. GEO. F. TROST

Hotel mit Höhlenklima

JAPAN Mit Höhlenluft versorgt ein Hotel in Yamada, einer Stadt im Süden der Insel Shikoku, seine Gäste. Der Direktor fand, daß selbst die beste Klimaanlage noch nicht die Temperatur- und Luftfeuchtigkeitsverhältnisse schaffen könne, wie sie der Mensch als angenehm empfindet. Deshalb ließ er ein 80 Zentimeter dickes Rohr zu einer 250 Meter entfernten Tropfsteinhöhle legen. Dort herrscht das ganze Jahr über eine Temperatur von gleichbleibend 16 Grad bei günstigster Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit.

Nun wird die Höhlenluft ins Hotel gesaugt. Und der Direktor und seine Gäste behaupten, diese natürliche Klimaanlage kann durch kein technisches Wunderwerk erreicht werden. Bloß — Mode machen wird diese Neuerung kaum. Wer hat schon eine Tropfsteinhöhle von sieben Kilometer Länge gleich vor der Haustür! WERNER CROME

Kauf dir einen neuen Namen

DÄNEMARK Ein kleines Buch ist in Dänemark zum Bestseller geworden. In allen Buchhandlungen ist es ausgestellt. Das Büchlein soll all denen eine Hilfe bieten, die selbst nicht genügend Phantasie besitzen, um sich einen klangvollen neuen Namen auszudenken. Unter jedem Buchstaben des Alphabets findet man Hunderte von Vorschlägen für dänischklingende Familiennamen.

Über 300 000 Dänen sind nämlich mit ihren von den Vorfahren ererbten Familiennamen unzufrieden. Sie wollen sie schleunigst ablegen und einen neuen Namen für sich und ihre Nachkommen kaufen. Das ist nicht etwa eine Modetorheit, sondern fast eine zwingende Notwendigkeit. Denn in Dänemark gibt es Hunderttausende Hansen, Jensen, Sörensen und ebensoviele andere, ähnlich klingende Namen.

Nun gibt es Leute, die ihren alten Namen nicht wie einen Rock wechseln möchten. Das brauchen sie auch nicht. Zwang besteht nicht. Aber sie haben es zu dulden, daß man ihnen wenigstens für den Dienstgebrauch einen neuen Namen gibt. Damit werden sie bei der Arbeit angeredet, damit unterschreiben sie ihre Lohnquittungen, und daran gewöhnen sie sich meist so sehr, daß sie schließlich in eine offizielle Änderung des Familiennamens einwilligen. Wer nach Kopenhagen kommt und das Telefonbuch zur Hand nimmt, ist verraten und verkauft, wenn er einen bestimmten Hansen oder Nielsen heraussuchen soll. 208 Spalten füllt der Name Hansen, 204 der Name Nielsen, 190 der Name Jensen, 120 der Name Andersen, 114 der Name Petersen, 107 der Name Larsen, 80 der Name Pedersen. Über nicht viel weniger Spalten breiten sich im Telefonbuch der Hauptstadt die Namen Jörgensen, Olsen, Rasmussen, Sörensen und Christensen aus.

Die Post ist deshalb dazu übergegangen, die Hansen, Jensen, Nielsen usw. im Telefonbuch nach Berufen zu ordnen. Will nun ein Fremder einen be-

Bitte umblättern



Wie oft ich mir meine HB hole?
Ich nehme gleich die
21-Stück-Packung,
da spart man Zeit und Wege

21 mal 8$\frac{1}{3}$
macht

DM 1,75

Frohen Herzens genießen — HB —
eine Filter-Cigarette, die schmeckt.

HB 315

BUNTE WELT

Unsere Korrespondenten berichten aus Rio, Tokio, Kopenhagen, Karatschi, London, Budapest

Fortsetzung von Seite 3

stimmten Herrn Hansen unter den 12 000 Kopenhagener Hansen anrufen, so muß er unbedingt dessen Beruf oder Stellung kennen.

Manche Leute schließen einen Kompromiß und setzen hinter den neuen Namen noch den alten, ererbten mit einem Bindestrich dazwischen. Wieder andere hängen so sehr an ihren alten Namen, daß sie ihren Geburtsort oder den Familiennamen der Mutter daranhängen. Mehr und mehr kauft man sich aber das Namenbüchlein. Im Namensänderungsbüro füllt man ein paar Anträge aus. Dann geht man in Kopenhagen zum Oberpräsidenten und in der Provinz einfach zum Polizeibüro. Für 40 Kronen (rund 24 Mark) bekommt man dann prompt und ohne Schwierigkeiten den neuen Familiennamen, den man sich ausgesucht hat. Mit dem Preis für das kleine Buch und die Hilfe beim Namensänderungsbüro kommt die Namensänderung auf kaum 100 Kronen (rund 60 Mark). Als Herr Hansen betritt man das Polizeibüro und nach fünf Minuten verläßt man es als Herr Eregt. Staat und Umwelt haben es zur Kenntnis zu nehmen.

Eregt ist mit demselben Augenblick zugleich ein patentierter Name. Er wird in ein Register eingetragen und darf künftig von keinem anderen Bürger mehr angenommen werden. Nur eine Bedingung stellt der Staat: Der neue Familienname darf nicht „undänisch" oder ausländisch klingen. So kann ein Herr Hansen niemals zu einem Herrn Schmidt, Herrn Niedertupfinger oder Mister Mecleidy werden.

MANFRED MECHOW

Garantie für langes Leben

PAKISTAN Die Menschen in Hunza sterben nicht, so heißt es. Sie müßten schon das Pech haben, in einen der wilden, reißenden Flüsse zu fallen, die von den Bergen herabstürzen. Aber Krankheit und Altersschwäche seien in Hunza unbekannt. Das erzählt man sich neidvoll in Pakistan. Und offenbar hat die Natur den Hunzakuti wirklich einen Garantieschein für Langlebigkeit mitgegeben.

Der winzige Staat Hunza liegt am äußersten Ende Westpakistans. Er grenzt im Norden an das Pamirgebirge und im Osten an die chinesische Provinz Sinkiang. Das Land ist berühmt für seine landschaftliche Schönheit und seine wunderbares Klima. Die hohen Berge drängen sich hier auf engstem Raum. Hunza hat mehr Sechstausender, als es in den ganzen Alpen Dreitausender gibt.

Die Bevölkerung unterscheidet sich völlig von der des übrigen Pakistans. Sie leitet ihren Ursprung von den griechischen Soldaten ab, die unter der Führung Alexanders des Großen bis hierher vorgedrungen waren. Hunza hat auch eine eigene Sprache: Brushaski. Woher sie kommt, ist noch nicht geklärt. Die regierende Dynastie besteht seit nahezu 600 Jahren. Fast alle 25 000 Bewohner des Landes sind Anhänger Aga Khans.

Kürzlich reiste eine Gruppe französischer Wissenschaftler nach Hunza, um hinter das Geheimnis der Langlebigkeit der Einwohner zu kommen. Denn tatsächlich werden die Hunzakuti sehr alt. Viele erreichen neunzig Jahre, und sie sind auch im hohen Alter noch im Besitz der vollen Gesundheit und der ganzen Aktivität. Einige Hunzakuti sollen 130 Jahre und älter geworden sein.

Die französischen Wissenschaftler kamen zu dem Ergebnis, daß die Hauptursachen für diese Langlebigkeit in den gesunden Lebensgewohnheiten, dem einfachen Essen und dem mineralreichen Wasser zu suchen sind. Dazu kommt, daß die Menschen in dieser unzugänglichen Gegend am Ende der Welt, durch riesige Bergrücken von der übrigen Menschheit getrennt, ein sorgenfreies Leben in kaum gefährdetem Frieden führen können.

Ihre Hauptnahrung ist Brot aus Weizen und Maismehl, dazu gibt es frische Früchte und Nüsse. Lediglich im Winter essen sie getrocknetes Hammeloder Jakfleisch. Für den Winter werden auch Äpfel und Aprikosen getrocknet, die man dann in Mehl einlegt und zu kleinen Kuchen bäckt.

Wichtigster Bestandteil der Mahlzeiten ist das Wasser aus den Strömen und Bächen. Es ist bräunlich wie Lehmwasser, aber voller gesunder Elemente. Ein anderes Getränk, das jeder Hunzakut, ob arm oder reich, das ganze Jahr über zu sich nimmt, ist ein halb gegärter rosafarbener Grapefruitsaft. Eine weitere Spezialität ist Shalajit, eine schokoladenbraune, dicke Paste, die wie Tabak riecht und ganz bitter schmeckt. Sie wird aus einem Pilz gewonnen, der nur in den höchstgelegenen Felsregionen wächst und dort unter Lebensgefahr gesammelt werden muß. Mit dieser Paste verrühren die Hunzakuti die Trinkmilch.

Die Wissenschaftler glauben, dieser „Wundertrank" sei möglicherweise der Schlüssel für das Geheimnis von der Langlebigkeit. Allerdings — ob Shalajit auch anderswo den Menschen viele gesunde Lebensjahre zusätzlich schenken könnte, halten sie selbst für zweifelhaft. Denn um in solcher Frische so alt werden zu können, müsse man — so fürchten sie — schon weitab vom Getriebe der Welt leben. Nämlich am Ende der Welt, hinter den großen Bergen — wie die Hunzakuti.

A. B. RAJPUT



Einer von vielen: Neunzig Jahre und einen Zentner Holz auf dem Rücken, aber ein Hunzakut trägt daran leicht . . .



Üppige Täler zwischen Bergriesen mit Terrassenfeldern an den Hängen: Hunza, wo die Menschen dank Klima, Wasser und Weltabgeschiedenheit steinalt werden.

Doktorgrad per Mattscheibe

ENGLAND Es ist wohl nicht jedermanns Sache, sich morgens um 7 Uhr 15 vor den Bildschirm des Fernsehempfängers zu setzen und an einer Hochschulvorlesung teilzunehmen — über Molekularbiologie, Hydraulik, höhere Mathematik oder Machtpolitik im 20. Jahrhundert. Dieses anspruchsvolle Experiment wurde kürzlich eine Woche lang unter dem Titel „Universität im Morgengrauen" auf dem Sendernetz des britischen Werbefernsehens durchgeführt, und Umfragen ergaben, daß 200 000 Zuschauer daran teilnahmen — doppelt so viele „Studenten" wie auf allen britischen Universitäten zusammen.

Der Anlaß zu diesem Experiment war die seit Jahren anwachsende Sorge um die Bildungsmöglichkeiten der jungen Generation. Die Hörsäle der Hochschulen werden in den nächsten Jahren längst nicht mehr ausreichen, um alle die jungen Leute aufzunehmen, die studieren wollen. Schon vor ein paar Monaten schlug der Führer der Labourpartei, Harold Wilson, vor, die Fernsehsender zum Zweck akademischer Lehrgänge auszunutzen, und er versprach die Durchführung dieses Projekts, wenn seine Partei nach den kommenden Parlamentswahlen wieder ans Ruder käme. Wilson denkt dabei nicht an Fortbildungskurse, wie sie etwa die Volkshochschulen bieten, und auch nicht an die Fernsehprogramme der amerikanischen Sender, die sich bemühen, die „Bildungsverweigerer" zu erfassen — sondern an Studienprogramme, an deren Ende eine Reihe von Prüfungen steht, durch die der Teilnehmer sich einen akademischen Grad erringen kann. Die Zeitungen haben schon einen Titel erfunden, den der erfolgreiche Absolvent erhalten soll — „Dr. tel.".

Die „Universität im Morgengrauen" diente also dem Zweck, diese neue Lehrmethode auszuprobieren. Plan und Durchführung stammten von einer Gruppe von Cambridger Professoren, aus deren Reihen sich auch die ersten Vorlesenden dieser Fernseh-Hochschule rekrutierten. Der Mathematiker und Astronom Professor Fred Hoyle sprach zum Beispiel über Aspekte der Statistik im Alltagsleben, vom Fußballtoto bis zum Bevölkerungszuwachs und von den Verkehrsunfällen bis zur Strategie Nelsons in der Schlacht von Trafalgar. Ein anderer Cambridger Dozent behandelte die Psychologie der geistigen Konzentration, ein dritter, der Nobelpreisträger Dr. Kendrew, sprach über die jüngsten Erkenntnisse auf dem Gebiet der Zellstruktur lebender Organismen.

Auch für den Hörfunk wüßte die Wissenschaft eine neue Verwendungsart: zum Kurieren der Schlaflosigkeit. „Nach Mitternacht sollten die Sender Schlafprogramme mit geeigneter Musik und Texten ausstrahlen", schlägt ein Nervenarzt im Organ der britischen Mediziner vor. „Der Bedarf an Schlafmitteln würde radikal sinken, und damit würde sich die Gefahr der in England häufigsten Selbstmordmethode verringern — durch eine zu starke Dosis von Schlaftabletten."

EGON LARSEN

Hundert Eltern für Marika

UNGARN Sie war im Waisenhaus aufgewachsen, aber als sie jetzt heiratete, kamen gleich hundert Elternpaare zur Hochzeit und feierten fröhlich mit.

Marika Nagy aus Komárom in Nordwestungarn war von ihren Eltern verlassen worden. Sie kam ins Kinderheim, wo sie sich gegenüber den „normalen" Waisen noch viel elender vorkam.

Eines Tages geschah dann das große Wunder. Die Heimleiterin ließ sie kommen und sagte ihr: „Wir haben Eltern für dich gefunden, Marika!"

Am nächsten Tag wurde sie in einen Saal geführt. Viele, viele Menschen waren schon versammelt. Es waren Marikas neue Eltern.

Eine Genossenschaft von hundert Handwerkern hatte die Patenschaft für Marika übernommen. Von nun an begann ein neues Leben für sie. Brauchte sie Kleider? Der Papa Schneider nähte sie. Brauchte sie Schuhe? Die Schuhmachereltern waren bereit. Mußte sie zum Friseur? Natürlich machte auch das keine Schwierigkeiten.

Die Ferien verbrachte Marika abwechselnd bei den verschiedenen Elternpaaren. Sie erhielt regelmäßig Taschengeld, vor allem aber bekam sie, was sie am meisten vermißt hatte: Liebe und mütterliche Fürsorge, und das sogar hundertfach.

Dieses Jahr hat Marika ihr Abitur bestanden. Mit Auszeichnung. Und jetzt ging sie zur Trauung. Hundert Elternpaare standen Spalier. Keine Frage, daß für die Aussteuer reichlich gesorgt war.

ILONA GAZDAG


neu
ROTBART
supersanft



Heft 49

Die Schlacht gegen den Krebs

Tag für Tag kämpft eine Armee von Ärzten und Wissenschaftlern gegen eine unheilvolle Geißel der Menschheit: den Krebs. Gesunde und Kranke aller Nationen verfolgen den Kampf mit Hoffen und Bangen. Die BUNTE sieht in diesem Zusammenhang ihr vornehmstes Ziel darin, die medizinische Wissenschaft und Forschung nach Kräften zu unterstützen. Sie berichtete in Heft 46 über die jüngsten Ergebnisse japanischer Ärzte, die in fast 20jähriger Forschungsarbeit ein neues Krebsheilmittel „Bamfolin" entwickelten. Die Reaktion unter den Lesern der BUNTEN war überwältigend: Telefongespräche, Telegramme und unzählige andere Hilferufe erreichten nicht nur die Redaktion, sondern auch direkt Dr. Mitsunobu Oshima, den stellvertretenden Direktor des Zentralkrankenhauses der japanischen Eisenbahnen in Tokio. Die BUNTE hat sich mit diesem hochangesehenen Arzt und Krebsspezialisten wieder unverzüglich in Verbindung gesetzt. Dr. Oshima antwortete umgehend: „»Bamfolin«, das wir entwickelten, hat in vielen Fällen zu überraschenden Erfolgen geführt. Wir sind natürlich sehr stolz und voller Zuversicht für die Weiterentwicklung. Aber die Schlacht gegen den Krebs ist noch nicht gewonnen. Wir stehen inmitten erfolgreicher Anfangsexperimente, können »Bamfolin« zur klinischen Behandlung jedoch noch nicht freigeben. Außerdem reicht der Vorrat an »Bamfolin« gerade für die Experimente unserer Forschungsgruppe, die aus zehn Ärzten besteht. Es ist schmerzlich für uns, daß meine Kollegen und ich außerstande sind, alle die Telegramme und Briefe der Leser der BUNTEN aus aller Welt zu beantworten. Zur gesicherten und unbelasteten Fortführung unserer Arbeiten müssen wir vorerst sogar dringend bitten, von weiteren Anfragen und Gesuchen abzusehen."

Dieser Wunsch, von den japanischen Forschern schweren Herzens geäußert, ist begründet. Wir bitten daher die Leser der BUNTEN um Geduld. Der Kampf gegen den Krebs ist langwierig. Aber schon jeder Teilsieg ist eine gewonnene Schlacht und Grund zu neuer Hoffnung: „»Bamfolin« ist ein beachtlicher Erfolg", sagte uns Professor Tomizo Joshida, der Leiter des staatlichen japanischen Krebsinstitutes, der erst kürzlich von Bundespräsident Lübke mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde. — Allen Hilfesuchenden verspricht die BUNTE, daß sie laufend über die weiteren Ergebnisse der wissenschaftlichen Experimente in Japan berichten wird.

BILDBERICHTE

UNSER FARBBERICHT

ROMANE

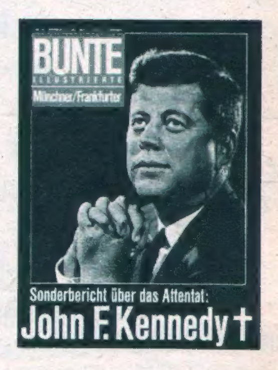
TATSACHENBERICHTE

KURZ – ABER WICHTIG

DER NEUE HITCHCOCK

ZUM TITELBILD:

Die Menschen in aller Welt trauern um John F. Kennedy. Dieser so jugendlich wirkende Mann hatte der Welt den Frieden sichern wollen und mußte durch Mörderhand sterben. Ihm gilt der Sonderbericht auf den folgenden sieben Seiten.



Die BUNTE/Münchner/Frankfurter Jllustrierte erscheint wöchentlich bei Burda Druck und Verlag GmbH, 76 Offenburg · Herausgeber: Dr. Franz Burda

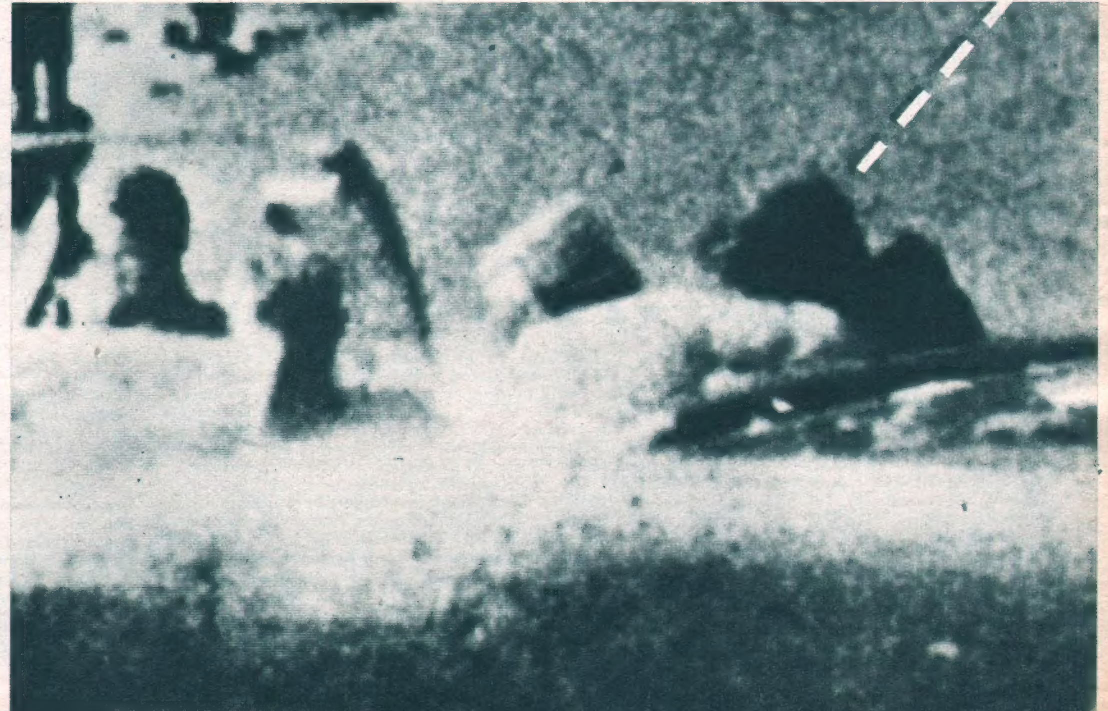
CHEFREDAKTEUR: Theodor Kleiber. STELLVERTRETER: Oscar Saile. ROMANE UND TATSACHENBERICHTE: Arthur M. Schiersch. CHEF VOM DIENST: Walter Remus. REDAKTEURE: Horst Bausch, Rudolf F. Borchert, Werner R. Gallé, Hermann Holl, Oswald Scharfenberg, Helmut Sohre, Dr. Herbert Speckner, Sepp L. Tauschmann. IMPRIMATUR: Heinz Ulrich. GESTALTUNG: Karl-Heinz Hannappel. BILDERDIENST: Horst Prange, Erwin Falk. REPORTER: Hannes Betzler, Roland Pfaff, Werner Schiller, Alfred Strobel, Max F. Wetterwald. VERTRAGS-AUTOREN: Claus-Jürgen Frank, Bernd Ruland, Wolfgang Willmann. HERSTELLUNG: Heinz Morstadt. BERATENDE REDAKTION: Hermann Schlosser. ANZEIGENLEITUNG: Hasso Völker. ZWEIGREDAKTION: München: Prinz Konstantin von Bayern, München, Georgenstr. 19, Tel. 333745, Fernschreiber 0522043. Bonn: Gerhard Krüger, Bad Godesberg, Robert-Koch-Str. 1, Tel. 68209. Frankfurt/M.: Marita Benthien, Ffm.-Ginnheim, Am Eisernen Schlag 31, Tel. 511445. Hamburg: Georg Würtz, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 325606. Hannover: Hans Hill, Kanonenwall 5, Tel. 13126. AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Argentinien: Oskar Kersenbaum, Buenos Aires, Santiago del Estero 656, Tel. T. E. 37–6619. Benelux-Staaten: René Henoumont, Brüssel, 100, rue Antoine Dansaert, Tel. 120622. Brasilien: Eduard Keffel, Rio de Janeiro, AV. N.S. Copacabana 860, Apt. 1102, Tel. 363213. Frankreich: Axel Ganz, Paris 8, Champs-Elysées, 102 Tel. Elysées 66–79, Fotograf: Emile Perauer. Nizza: Paul François Léonetti, 4, Av. Mirabeau, Tel. 804331. Griechenland: Karin Kaemmereit, Athen — Neon Psychikon, Aghias-Sofias-Str. 7, Tel. 675831. Großbritannien: Gerd Treuhaft, London, Tel. Wordsworth 7410, 60 Preston Hill, Kenton Middlesex. Iran: Jean Desaunois, Teheran, c/o Kayhan, Avenue Ferdowsy. Japan: Werner Crome, Tokio, Megoru-Ku Kamimeguro 8-chrome 292, Tel. 4617996. Österreich: Inge Elkan, Wien IV, Rilkeplatz 2, Tel. 657486. Skandinavien: Eduard Edlitzberger, Göteborg 51, Godvätersgatan 12, Tel. 535757. Spanien: Karl Tichmann, Madrid 3, Breton de los Herreros 60, Tel. 2345567. USA: Karlheinz Przybylla, 343 East 30th Str., Apt. 14 L, New York 16, N. Y., Tel. Murray Hill 9–5055. REDAKTION UND VERLAG: Offenburg/Bd., Tel. 2351–57, Fernschreiber 0752843. VERLAGSBÜROS: Berlin 30, Marburger Str. 3, Tel. 243973. München 2, Maillingerstr. 5, Tel. 593627–29, Fernschreiber 0522802. Stuttgart, Rotebühlplatz 9, Tel. 296016. – Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 20 vom 1. August 1963 gültig. – Postbezugspreis monatlich 3,20 DM einschl. der von der Bundespost erhobenen Vermittlungsgebühr von –,20 DM. – Einzelpreis –,70 DM, bei Botenzustellung zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. – Auslandspreise: Australien sh 2/6. Belgien bfrs. 10.–. Dänemark dkr. 2.–. England sh. 2/–. Finnland Fmk. 0.80. Griechenland Dr. 10.–. Israel Ag. 85.–. Holland hfl. 0.80. Kanada can. $ 0.35. Luxemburg bfrs. 10.–. Norwegen nkr. 1.75. Portugal Esc. 8.50. Spanien ptas. 18.–. Südafrika Rand 0.20. Türkei T. L. 2.50. USA $ –.30. – Für Herausgabe und Auslieferung verantwortlich in Österreich: Hermann Waldbaur, Wien 6; Salzburg 1. Elsaß-Lothringen: Julius Selbert, Saarbrücken 3, Dudweilerstraße 39. Die BUNTE darf in Lesezirkeln nur mit Zustimmung des Burda-Verlages geführt werden. Printed in West Germany.

SO GESCHAH DAS VERBRECHEN

Zwei Kugeln aus feigem Hinterhalt töteten Amerikas Präsidenten. Die Welt trauert um John F. Kennedy

Es begann als Triumphfahrt. Die Menschen von Dallas in Texas säumten die Straßen, um den Präsidenten und die First Lady zu begrüßen (unten). Da geschah das Entsetzliche: In den Jubel hinein peitschten drei Schüsse. Tödlich getroffen sank John F. Kennedy zusammen. Die Schüsse von Dallas hallten in der ganzen Welt wider. Der 22. November 1963 wurde zu einem schwarzen Tag der Geschichte. Dahingegangen war eine der strahlendsten Gestalten unserer Zeit. Bundeskanzler Erhard sprach aus, was wir fühlten: „Wir alle haben Kennedy verloren.“





Kennedys letzte Sekunden. Dieses Bild wurde in dem Augenblick aufgenommen, als die verhängnisvollen Schüsse aus dem fünften Stock eines Bürohauses fielen. Man sieht, wie der Präsident im Auto seine Hand instinktiv emporreißt, wie die Leibwächter und die eskortierenden Polizisten sich erschreckt umdrehen. Aber der Schütze war bereits geflohen.



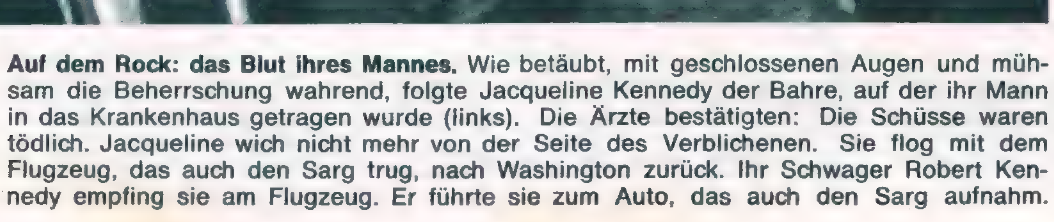
◀ **In Schläfe und Hals getroffen.** Eben noch hatten Kennedy und seine Frau den Menschen von Dallas lächelnd zugewinkt. „Ist Dallas nicht nett zu Ihnen, Herr Präsident!“ sagte die vor Jacqueline sitzende Frau des Gouverneurs von Texas, Nelly Connally. Da krachten die Schüsse, die Kennedy töteten und den Gouverneur schwer verletzten. Mit einem Schrei des Entsetzens warf sich Jacqueline über ihren Mann, als wolle sie ihn schützen.

„Nein, nein, o nein!“ Fassungslos sprang Jacqueline Kennedy von ihrem Sitz auf und beugte sich über den blutüberströmten Kopf ihres Mannes, der neben ihrer Hand auf das Autopolster zurückgesunken war. Zu spät hatte der Sicherheitsbeamte (links) versucht, sich schützend vor den Präsidenten zu werfen. Sofort raste die Limousine zum Parkland-Hospital. Während der ganzen Fahrt barg Jacqueline den Kopf des geliebten Mannes im Schoß.

Tapfer trug

Zum letztenmal: ein strahlendes Paar. So kannte die Welt den amerikanischen Präsidenten und seine Frau. Er ein Mann voll Energie und Optimismus. Sie eine Frau, jung, schön und glücklich. So sah man sie nach ihrer Landung in Texas. Sie waren gekommen, um die Herzen der Bevölkerung für die nächste Präsidentenwahl zu erobern. Seit dem Tod ihres dritten Kindes, im Sommer dieses Jahres, war es das erstemal, daß Jacqueline ihren Mann bei einem offiziellen Anlaß begleitete. Es sollte aber ihre letzte gemeinsame Reise werden.

Jacky das Leid



Auf dem Rock: das Blut ihres Mannes. Wie betäubt, mit geschlossenen Augen und mühsam die Beherrschung wahrend, folgte Jacqueline Kennedy der Bahre, auf der ihr Mann in das Krankenhaus getragen wurde (links). Die Ärzte bestätigten: Die Schüsse waren tödlich. Jacqueline wich nicht mehr von der Seite des Verblichenen. Sie flog mit dem Flugzeug, das auch den Sarg trug, nach Washington zurück. Ihr Schwager Robert Kennedy empfing sie am Flugzeug. Er führte sie zum Auto, das auch den Sarg aufnahm.

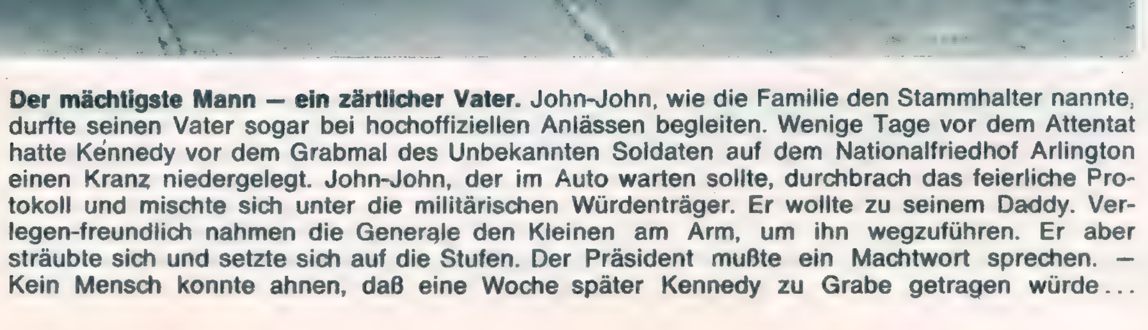


Vor Schmerz versiegten die Tränen. Wie versteinert stand Jacqueline Kennedy dabei, als eineinhalb Stunden nach dem Attentat der Nachfolger ihres Mannes vereidigt wurde: Lyndon B. Johnson. Ihre Gedanken aber weilten bei ihren Kindern. Wie würde sie es Caroline und dem kleinen John sagen können, daß der geliebte Daddy nie mehr heimkommen wird!

Lee Harvey Oswald wurde eine Stunde nach der Tat verhaftet (rechts, Pfeil). Er hatte der Welt einen großen Staatsmann und einer glücklichen Familie den Vater geraubt. Das letzte Familienbild vor dem Attentat (unten) wurde zum erschütternden Dokument.



Seine Schüsse zerstörten ihr Familienglück



Der mächtigste Mann — ein zärtlicher Vater. John-John, wie die Familie den Stammhalter nannte, durfte seinen Vater sogar bei hochoffiziellen Anlässen begleiten. Wenige Tage vor dem Attentat hatte Kennedy vor dem Grabmal des Unbekannten Soldaten auf dem Nationalfriedhof Arlington einen Kranz niedergelegt. John-John, der im Auto warten sollte, durchbrach das feierliche Protokoll und mischte sich unter die militärischen Würdenträger. Er wollte zu seinem Daddy. Verlegen-freundlich nahmen die Generale den Kleinen am Arm, um ihn wegzuführen. Er aber sträubte sich und setzte sich auf die Stufen. Der Präsident mußte ein Machtwort sprechen. — Kein Mensch konnte ahnen, daß eine Woche später Kennedy zu Grabe getragen würde...



Daddy ist tot. Jacqueline Kennedy führte ihre Kinder vor den Sarg des Vaters. Am Tag der Beisetzung wurde John jr. drei Jahre alt, zwei Tage später hatte Caroline ihren siebten Geburtstag. Beide hingen mit aller Liebe an ihrem besten Spielkameraden. Immer wenn Vati verreisen mußte, gab es Tränen. Aber als sie jetzt vor dem Sarg standen, begriffen sie gar nicht, daß es diesmal ein Abschied für immer war.



Er ist ein Fels", sagte Jacqueline einmal von ihrem Mann, „ich lehne mich in jeder Hinsicht an ihn an." Die Menschen der freien Welt empfanden nicht anders. Voller Bewunderung und Zuversicht blickten sie zu dieser strahlenden Gestalt auf. John Fitzgerald Kennedy gab der freien Welt ihr Selbstvertrauen zurück.

Seit dem 22. November 1963 haben Jacqueline Kennedy und ihre Kinder keinen „Fels" mehr, an den sie sich anlehnen können. Seit dem „schwarzen Freitag" des Jahres 1963 vermissen aber auch alle Menschen, die sich nach mehr Frieden und mehr Freiheit sehnen, ihren „Fels der guten Hoffnung".

Von den Kugeln eines erbärmlichen Menschen getroffen, sackte der Körper Kennedys im Fond der „Lincoln"-Limousine zusammen und fiel zur Seite. Jacqueline Kennedy barg das Haupt des geliebten Mannes in ihrem Schoß. Es war voller Blut und Wunden.

In dieser entsetzlichen „Sekunde der Wahrheit" wurde eine erschütterte Welt gewahr, welch ein lebensgefährliches Amt der Präsident der Vereinigten Staaten verwaltet. Denn: In den letzten hundert Jahren wurden drei US-Präsidenten von Mörderhand niedergestreckt: Der große Abraham Lincoln (1865), dessen Geist sich John F. Kennedy verpflichtet fühlte, James Garfield (1881) und William McKinley (1901).

Aber auch gegen die Präsidenten der jüngsten Vergangenheit wurden wiederholt Anschläge geplant. Harry S. Truman entging nur mit Mühe einem Attentat, das fanatische Puertoricaner inszenierten. Nationalisten aus Puerto Rico waren es auch, die Präsident Eisenhower zweimal nach dem Leben trachteten. Der Bundeskriminalpolizei und dem Geheimdienst gelang es jedoch in beiden Fällen, die Mordpläne zu durchkreuzen.

Jacqueline Kennedy wußte um die Bürde und die Gefahren, die auf den Herrn des Weißen Hauses harren. Und es ist kein Geheimnis, daß sie es nur ungern sah, als sich ihr Mann um das höchste Amt der Vereinigten Staaten bewarb. Sie sehnte sich nach einem stillen Familienglück fernab vom Rampenlicht der Öffentlichkeit.

Und doch sollte es gerade die zarte Jacqueline sein, die ihren Mann kurz nach seiner Wahl zum Präsidenten vor einem ersten Attentat bewahrte. Jacquelines fraulicher Liebreiz war es damals, der John F. Kennedy das Leben rettete.

Es geschah am Vormittag des 11. Dezember 1960. Ein gewisser Richard Pavlick, ein politischer Wirrkopf, belud seinen Wagen mit sieben Dynamitpatronen. Mit dieser gefährlichen Ladung wollte er die „Lincoln"-Limousine des gewählten Präsidenten rammen und die Dynamitstäbe zur Zündung bringen.

Dann sah er, wie sich der Präsident vor dem Portal seines Wohnsitzes von seiner Frau Jacqueline und dem Töchterchen Caroline verabschiedete. Diese Szene rührte so sehr sein Herz, daß er seinen schändlichen Plan aufgab. Nach seiner Verhaftung erklärte er:

„Ich konnte dieser Frau einfach kein Leid zufügen."

Der Mörder von Dallas kannte solche menschlichen Gefühle nicht. Er zielte und schoß kaltblütig auf den Präsidenten und zerstörte Jacquelines Familienglück.

Die Kugel für den Mörder



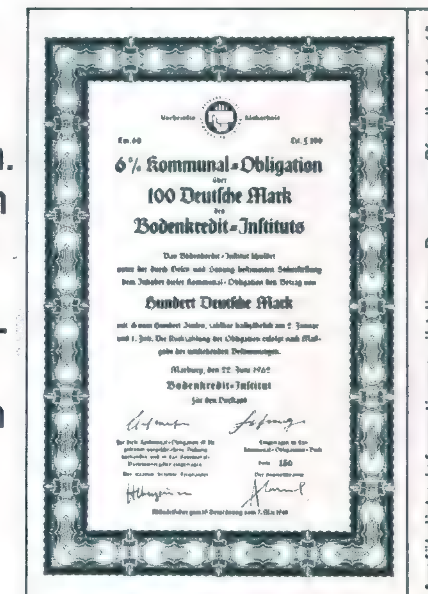
Der Präsidentenmörder sah die Pistole nicht, die auf ihn gerichtet war. Lee Harvey Oswald grinste verbissen, als er von zwei Kriminalbeamten aus dem Verhörraum geführt wurde. Auf dem Weg zum Gefängniswagen traf den Mörder selbst eine Mörderkugel. Ein Mann aus Texas schrie: „Du verfluchter Hund!" und feuerte seine Pistole ab. Oswald brach zusammen. Auf einer Bahre (rechts) wurde er ins Parkland-Hospital transportiert. In dasselbe Krankenhaus, in das sein Opfer Kennedy nach dem Attentat gebracht worden war. Oswald starb. Noch im Todeskampf schrie er: „Ich habe Kennedy nicht erschossen."

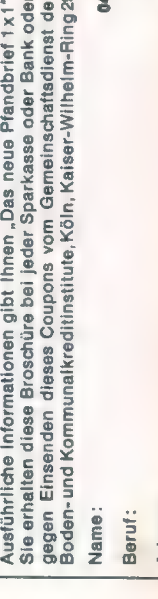
In der nächsten BUNTEN: Farbbericht von Kennedys Beerdigung
Neuer Tatsachenbericht: Die größten Attentate der Weltgeschichte

In einer Minute wissen Sie, wie Sie Ihr Geld verdoppeln können!

Viele halten den Umgang mit Geld für eine Geheimwissenschaft. Sie auch? Dann werden Sie gleich angenehm überrascht werden! Nehmen Sie Pfandbriefe oder Kommunalobligationen. Über diese Wertpapiere brauchen Sie praktisch nur zu wissen, daß sie hohe Erträge bringen und verläßliche Sicherheiten bieten. Beispiel: Geld, das Sie heute anlegen, wird durch hohe, immer gleichbleibende Zinsen in 12 Jahren verdoppelt.

Wer zusätzlich die Sparprämie ausnutzt, wird je nach Prämienhöhe schon in 7 bis 8 ½ Jahren das Doppelte besitzen. Und was versteht man unter den Sicherheiten? Bei Pfandbriefen: Tausende von Grundstücken und Gebäuden. Bei Kommunalobligationen: das Vermögen und die Steuerkraft von Ländern und Gemeinden. Das sind zuverlässige Werte! Und Sie wissen doch: Hast Du was – bist Du was!


6% Kommunal-Obligation
über
100 Deutsche Mark
des
Bodenkredit-Instituts
Hundert Deutsche Mark
Bodenkredit-Institut



Pfandbrief und Kommunalobligation



Verbriefte Sicherheit

Prinz Konstantin und Prinzessin Anne-Marie: Es wird geheiratet!

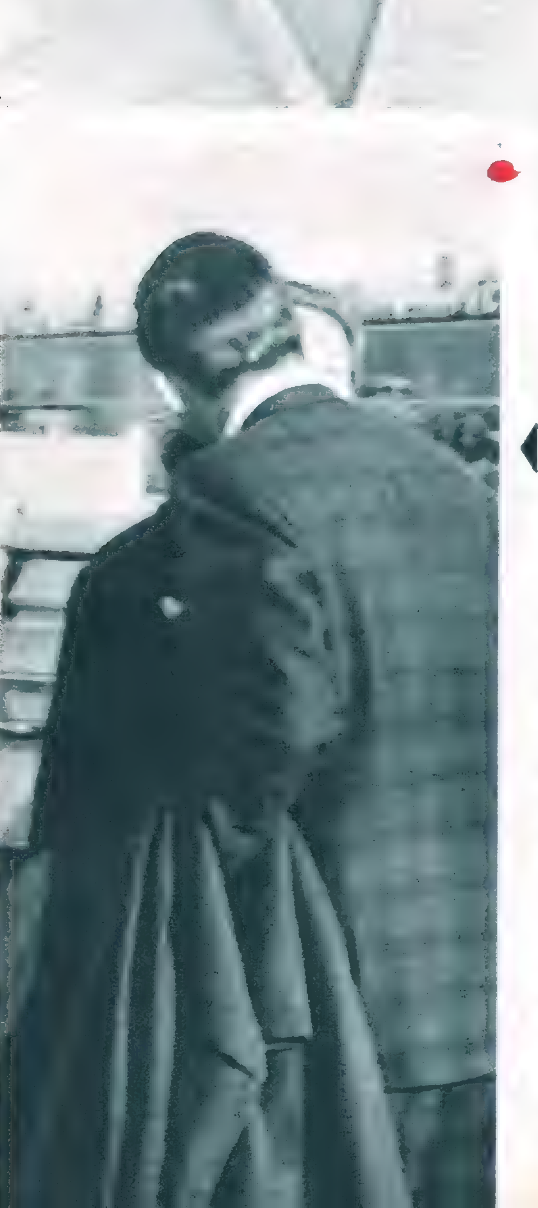


ES WAREN ZWEI KÖNIGSKINDER

Ein glückliches junges Paar schlendert durch die Straßen der schweizerischen Stadt Montreux am Genfer See: Kronprinz Konstantin von Griechenland und Prinzessin Anne-Marie von Dänemark. Noch vor kurzem hieß es, ihre Verlobung sei gefährdet und eine Heirat so gut wie ausgeschlossen, weil einflußreiche Leute in Dänemark gegen diese Verbindung seien. Prinzessin Anne-Marie wurde auf ein Internat in Montreux geschickt. Doch Kronprinz Konstantin nahm allen Gerüchtemachern den Wind aus den Segeln: Er reiste seiner Braut nach Montreux nach und erklärte der Öffentlichkeit: „Zwischen uns gibt es nicht die geringste Meinungsverschiedenheit wegen unserer Hochzeit. Am 30. August nächsten Jahres wird Anne-Marie 18 Jahre alt. Wir werden unmittelbar nach diesem Termin heiraten. Ich bin der glücklichste Mann auf der Welt."



Um ihrer Schwester beizustehen fuhr Prinzessin Benedikte von Dänemark nach Montreux. Das war, als von einer Entlobung die Rede war. Doch die „kleine Schwester" war guten Mutes. Sie wußte: „Mein Prinz wird bald kommen!"



Ein zärtliches Wiedersehen gab es auf dem Genfer Flughafen. Kaum war die Kursmaschine aus Athen ausgerollt, als ein junges Mädchen auf das Rollfeld stürmte. Dem Flugzeug entstieg ein junger Mann. Und dann lagen sie einander in den Armen, ohne sich um die teils belustigten, teils empörten Blicke der Passanten zu kümmern: Prinz Konstantin und Prinzessin Anne-Marie. Kurz vorher hatte der Prinz Presseleuten erklärt: „Anne-Marie ist nicht nur die hübscheste Prinzessin, sondern überhaupt das schönste Mädchen, das ich je im Leben getroffen habe!" Er strahlte vor Glück, als er das sagte.

Den Frühling ihrer Liebe durchlebten Konstantin und Anne-Marie in den vom Herbstsonnenschein vergoldeten Straßen von Montreux. Sie zeigten der Welt, daß ihnen ihr Glück wichtiger ist als alle Politik.



In Spanien tauschen zwei Männer die Rollen

Ein Torero wird Mönch

Der Stier hat ihn auf die Hörner genommen (oben). Aber nicht deswegen will der Torero Mondeno (rechtes Bild) in ein Kloster gehen. Der spanische Stierkämpfer, der mit bürgerlichem Namen Juan Garcia heißt, will aus religiöser Überzeugung als Mönch in den Dominikanerorden eintreten. Er empfiehlt sich schon seit langem vor jedem Kampf der Mutter Gottes (unten). Er sagte, er sei nur Torero geworden, um seinen Eltern den Lebensabend zu sichern. Sein Ziel sei erreicht. Nun wolle er ein heiliges Leben führen.

NATALE & NOEL KERSTMIS JUL

CHRISTMAS

WEIHNACHT

contaflex
Tessar 2,8/50
Carl Zeiss
SYNCHRO-COMPUR



ZEISS IKON

Contina

Formschöne Ganzmetall-Camera
mit COLOR-PANTAR 2,8/45 mm
für gestochen scharfe und brillante Fotos
– natürlich auch farbig.
Mit PRONTOR-Verschluß bis 1/250 Sek.,
Selbstauslöser, Blitzkontakt
und strahlend hellem Leuchtrahmensucher
nur DM 136.50



Ikolux 12N

Ein Kleinbildprojektor, modern und praktisch!
Brillante Ausleuchtung der Dias
bis zum Bildformat 4 x 4 cm.
Bequeme Einknopfbedienung für alle Handgriffe,
lichtstarke Niedervoltlampe
mit geringer Wärmeentwicklung.
Preis einschließlich Lampe und Tragetasche
nur DM 196.–



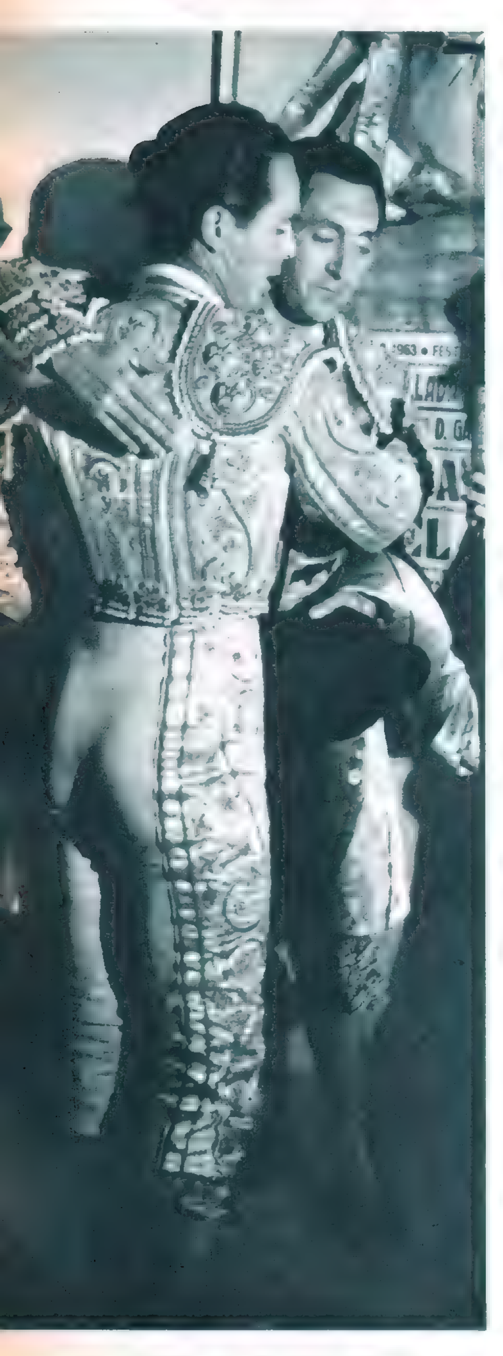
**Weihnachten steht vor der Tür.
Unter welchem Namen
man es auch feiert,
überall ist es ein Fest der Freude,
ein Fest erfüllter Wünsche
und liebevoll ausgewählter Gaben.
ZEISS IKON Cameras
und ZEISS IKON Projektoren
sind Geschenke,
die Freude bereiten –
Geschenke von bleibendem Wert.**

**ZEISS IKON Weltgarantie
Ihr Vorteil auf Reisen:
Service über Länder und Grenzen.**

Junger Mönch wurde Torero



Frater Enrique. So hieß Enrique Moreno im Kloster. Wenn er im Urlaub zu seiner Familie nach Hause kam (zweiter von links), dann zeigte seine Mutter viel Stolz, weil ihr Sohn nun ein Mönch war. In Spanien ist es eine Ehre für die Eltern, wenn sie ihre Kinder der Kirche weihen. Enriques Mutter war darum sehr traurig, als ihr Sohn in der Kutte nicht glücklich war. Sein Herz sehnte sich statt nach stillem Gebet nach Kampf.



Das Kloster gab ihn frei. Enrique legte die Kutte ab. Er wurde Torero. Zur Buße nahm er einen seltsamen Namen an. Er nannte sich Judas. Torero Judas wurde in die Zunft der Toreros aufgenommen.

Auch Judas geriet auf die Hörner. Aber er hatte als Mönch viel Geduld gelernt, und dann blieb er doch über seinen ersten Stier Sieger. Das war vier Monate, nachdem er das Kloster verlassen hatte.



DM 5.990

(Wäre der Preis das einzig Gute an diesem Wagen, wären wir nicht so stolz.)

Denn ein billiges Auto zu bauen, ist nur die Hälfte der Geschichte.

Die andere Hälfte: ein gutes Auto zu bauen.

Preise muss man eben sehen im Verhältnis zu dem, was geboten wird.

Sehen wir uns das einmal an. Was bietet der VW 1500 N? Und worauf sind wir also stolz?

Dass er ein echter Volkswagen ist – mit allen technischen Vorzügen. In der Qualität der Verarbeitung. In Ausdauer und Langlebigkeit.

Dass er ein echter Wagen der Mittelklasse ist. Mit fünf Plätzen (davon zwei Einzelsitzen). Mit 45-PS-Motor und 125 km/h Geschwindigkeit (beimVolkswagen bedeutet Höchstgeschwindigkeit zugleich Dauergeschwindigkeit).

Und bei all dem ist er auch noch sparsam, in dem was er verbraucht. Benzin und Öl und Reifen. Sparsam ist er erst recht, in dem was er nicht braucht: Wasser, Frostschutz, Garage, Ersatzteile für Kardanwelle und das ganze komplizierte Wasserkühlsystem.

Wie kann man soviel Gutes unter einen Hut bringen? Können wir denn zaubern?

Nein – das erklärt sich einfach und ist möglich: Wenn man nicht jedes Jahr das Modell wechselt, sondern verbessert. Wenn man in grossen Stückzahlen produziert, die immer grösser werden. Wenn man also, was man spart, an den Kunden weitergeben kann. Und will.

Wenn Sie jetzt glauben, dass der VW 1500 N ein guter Wagen für Sie ist, können Sie ihn billig haben.

Für DM 5990.



Exklusiv für die BUNTE



Elsa Maxwell, das achte Weltwunder, wie Bernard Shaw sie nannte, lebt nicht mehr. Kurz vor ihrem Tod hat sie der BUNTEN Jllustrierten ihr dramatisches und ereignisreiches Leben offen erzählt. Bernd Ruland hat es für Sie aufgezeichnet.

Mein verrücktes Leben

Gute Freundschaft mit Elsa: Unser Autor Bernd Ruland verbrachte vierzehn Tage mit der berühmten Party-Königin in New York und ließ sich, exklusiv für die BUNTE, ihr Leben erzählen. Bild links: Elsa in Hollywood (1938).

„Come in!" Die Stimme, die mich zum Eintreten auffordert, klingt etwas rostig. Aber es ist mir nun schon wohlvertraut, dieses herzlich-rauhe Organ der Elsa Maxwell.

Sie sitzt, nur mit einem Morgenrock bekleidet, an dem zierlichen Schreibtisch ihres Arbeitszimmers, das zu ihrem Hotel-Appartement in New Yorks komfortablem „Commodore" gehört.

Vor ihr ein scheinbar wirres Chaos von Briefen, Akten und Zeitungsausschnitten. Elsa findet jedenfalls immer sofort, was sie sucht — und mag es noch so versteckt liegen. In ihrer Schreibtischunordnung herrscht System.

„Sie müssen noch einen Augenblick warten", sagt sie mir und deutet dabei auf einen Stapel von Briefen. „Alles von heute morgen. Meine beiden Sekretärinnen werden wieder stöhnen, wenn sie zum Diktat erscheinen müssen. Aber — bei weniger Arbeit wäre ich nicht so glücklich. Sie erhält mich jung, trotz meiner neunundsiebzig Jahre."

Es ist unmöglich, daß sie einen Brief in Ruhe liest. Immer wieder unterbricht ein Telefonanruf ihre Lektüre. An diesem einen Morgen, zwischen neun und elf Uhr dreißig, telefoniert sie:

... mit dem Opern-Direktor in Dallas (Texas): „Ich werde Ihnen für »Carmen« einen neuen Bühnenbildner besorgen . .."

... mit einem Regisseur in Hollywood: „Nein, Rita Hayworth ist inzwischen zu alt für diese Rolle ..."

... mit Maria Callas, die sich gerade in Mailand aufhält: „Du mußt selbst wissen, Liebling, ob du Onassis heiratest ..."

... mit dem Herzog von Windsor, der in diesen Tagen in Paris residiert: „Lassen Sie doch die Leute quatschen über Ihre Frau, was sie wollen ..."

... mit der Fürstin Gracia Patricia von Monako: „Ganz bestimmt werde ich in drei Wochen bei euch sein ..."

... mit dem brasilianischen Botschafter in Washington: „Natürlich würde ich Prinzessin Shanaz einladen. Sie ist bezaubernd ..."

Sie alle wollen etwas von ihr wissen oder möchten sich auch nur nach Elsas Wohlbefinden erkundigen. Für

Bitte umblättern

Mein verrücktes Leben

Fortsetzung von Seite 23

alle hat sie ein freundliches Wort, einen Ratschlag, und jedem versichert sie, wie sehr sie sich auf ein Wiedersehen freut.

Zwischen den einzelnen Ferngesprächen liest sie Briefe und unterhält sich mit mir. Es ist unmöglich, in dieser Turbulenz den Faden eines Themas weiterzuspinnen. Jedesmal, wenn sie den Hörer auflegt oder einen Brief auf die Seite legt, wechselt sie das Thema.

„Fühlen Sie sich wie zu Hause bei mir, Mister Ruland", tröstet sie mich. „Rauchen Sie. Nehmen Sie sich, was Sie trinken wollen. Drüben steht genug ..."

Es ist wirklich alles da. Whisky, Kognak, Cinzano, eine ganze Liste von Alkoholika. Aber noch mehr Fruchtsäfte und Mineralwasser. Das alles türmt sich, verführerisch und einladend, rechts neben ihrem Schreibtisch in einer Ecke, weil der daneben stehende Kühlschrank schon „überfüllt" ist. Ein heilloses Durcheinander von Flaschen, Zigarettenpackungen und Konfektschalen.

Elsa bemerkt, daß ich schmunzle.

„Nein, nicht für mich", sagt sie. „Alles für meine Gäste. Ich selbst trinke nicht viel. Wenn ich während einer großen Party einen Whisky kippe oder mir ein Glas Sekt genehmige, dann ist mein Bedarf gedeckt. Ich habe bereits viele Partys gegeben, auf denen überhaupt kein Alkohol gereicht wurde. Sogar die härtesten Säufer waren begeistert ..."

Briefe, Telefonate. Dann plötzlich ein Klopfen an der Tür. Unwirsch wegen dieser Störung ruft Elsa: „Herein!"

Ein elegant gekleideter Herr von der Rezeption des „Commodore" tritt zaghaft ein und meldet etwas hilflos, daß unten ein paar Leute warten, Studenten aus Boston mit ihrem Professor, die unbedingt Elsa Maxwell zu sehen wünschen.

„Es ist entsetzlich!" stöhnt sie. „Ich bin doch kein Zirkuspferd. Ich lasse mich nicht besichtigen. Sagen Sie den Leuten — ach, sagen Sie, was Sie wollen. Aber man soll mir wenigstens hier meine Ruhe lassen."

Der Hotelmann stammelt einige Entschuldigungsfloskeln, zieht sich devot zurück.

Elsa schnaubt, als trage sie eine schwere Last, fällt gleich darauf aber wieder in ihre verbindlich-heitere Liebenswürdigkeit zurück:

„Ab elf Uhr werde ich für Sie Zeit haben. Dann können wir uns bis sechs unterhalten und werden zwischendurch lunchen. Heute abend muß ich zu einer Party im »Waldorf-Astoria«. Haben Sie einen Smoking hier? Gut, dann werden Sie natürlich mitkommen. Morgen mittag esse ich mit dem Oberbürgermeister von New York, vorher muß ich einen Artikel diktieren, und am Nachmittag stehe ich Ihnen wieder zur Verfügung."

*

„Ich bin es gewöhnt, daß mich einige Leute beschimpfen. Es interessiert mich nicht. Ich kann nur darüber lachen.

Man hat zum Beispiel behauptet, ich wüßte die intimsten Geheimnisse der Greta Garbo und würde sie damit erpressen. Man hat mir unterstellt, alle Bettgeschichten von Marlene Dietrich zu kennen und würde auch daraus Kapital schlagen. Unverschämt und gemein, diese Behauptungen, und zu grotesk, daß ich überhaupt etwas dazu sage.

Und da fallen mir die Honorare ein, die ich angeblich für Informationen bezahlen soll: Für einen Todesfall 10 Dollar, für eine Geburt 20, für eine heimliche Geburt 75 Dollar, für ein verschwiegenes Rendezvous 100 Dollar, für die Nachricht von einer unbemerkten Scheidung prominenter Zeitgenossen soll ich sogar 200 Dollar bezahlen. Alberner geht es überhaupt nicht mehr.

Das ist die reine Wahrheit: Ich habe n i e etwas für Informationen bezahlt. Natürlich erfahre ich alles — oft gegen meinen Willen, weil die Menschen mir vertrauen und genau wissen, daß ich nur das an die Öffentlichkeit bringe, was ich verantworten kann.

Ich habe fast nie ein Dementi zu geben brauchen. Ich sage nur das am Radio und erwähne nur das in meinen Artikeln, was hieb- und stichfest ist. Meine Informationen stimmen immer — sonst wäre ich wirklich eine Klatschtante, für die man mich manchmal hält.

Natürlich, ich habe Dinge publiziert, die gelegentlich unangenehm für die Beteiligten waren. Aber dann m u ß -

Von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt: Elsa Maxwell und Marlene Dietrich. „Was für meine Freundin Marlene gilt, blieb für mich blasse Theorie", schmunzelt Elsa.

ten sie gesagt werden, um Schlimmeres zu verhindern und — um andere zu warnen.

Mit Vergnügen höre ich mir alle Witze an, die über mich erzählt werden. Witze, die mich angeblich charakterisieren sollen, aber fast immer ein falsches Bild entwerfen.

Möchten Sie einen hören?

Vor einiger Zeit hat man mich mit schweren Vergiftungserscheinungen in ein Krankenhaus eingeliefert — natürlich nur in dieser Geschichte. Als Bob Hope davon hörte, fragte er:

»Was, unsere gute Elsa vergiftet? Hat sich diese Schlange etwa in ihre Zunge gebissen?«

Zugegeben, manchmal war ich bissig. Davon kann auch Hedda Hopper ein Lied singen. Sie gilt als meine größte Konkurrentin. Aber sie ist wirklich nur eine Klatschtante — eine ausgezeichnete, wie ich neidlos zugeben muß. Aber in der Gesellschaft spielt sie kaum eine Rolle, und objektive Beobachter werden zugeben müssen, daß sie keinem Vergleich mit mir standhält.

Die Hopper ist ganz das Gegenteil von mir. Sie legt besonderen Wert auf Eleganz, vor allem auf extravagante Hüte und auf ihre schlanke Linie. Da komme ich mit meinem Fett natürlich nicht mit. Aber ich bewege mich in Kreisen, die ihr verschlossen bleiben.

Von dem angeblichen Krach, den wir beide Anfang August 1961 auf Mallorca hatten, haben Sie bestimmt gehört. Alles maßlos übertrieben! Es gab ein kleines Duell zwischen uns, kaum der Rede wert. Ich habe sie reden lassen, weil der Klügere nachgibt. Aber ich habe sie, die sich so gern als »Königin der Hüte« betrachtet, schließlich vor einem großen Kreis von Zuhörern schachmatt gesetzt — mit einem einzigen Satz:

»Mistreß Hedda Hopper hat nur deshalb einen Kopf zwischen den Schultern, damit sie ihre verrückten Hüte aufsetzen kann . . .«

Schlagfertig und bissig, meinetwegen auch giftig. Aber die Leute haben gelacht, und ich durfte mich als Siegerin betrachten. Aber ich koste einen solchen Triumph niemals aus. Das liegt mir nicht.

Man hat mich oft einen Parasiten genannt, weil ich die Millionäre angeblich ausnutze. Ich habe sie nie ausgenutzt — ich habe sie nur akzeptiert. Was ich von ihnen bekommen habe, gab ich hundertfach zurück. Nicht mit Geld, sondern mit Festen, die ich für sie veranstaltete, mit Ratschlägen, die ich ihnen gab, durch Verbindungen, die ich ihnen verschaffte.

Sie besaßen das Geld, und ich hatte die Phantasie und die Initiative. Ein fairer Tausch, ein ehrliches Geschäft.

Die meisten reichen Leute sind zugleich die ärmsten, die ich kenne. Viele erheirateten oder erbten ihr Geld. Das ließ Schuldkomplexe in ihnen entstehen. Ihre Natürlichkeit verlor sich. Ihre Lebenskraft verkümmerte.

Ich gab ihnen ein Gefühl für Freundschaft und Fröhlichkeit und bewies ihnen, daß es lebenswertere Ereignisse gibt als sexuelle Ausschweifungen, alkoholische Exzesse und entnervende Spiele. Ich gab für sie vollendete Partys und arrangierte glanzvolle Bälle. Ich wies ihnen oft den Weg zum richtigen Ehepartner und half ihnen beim Lösen schwieriger persönlicher Probleme.

Nein, ich war nie ein Hofnarr im Affenkäfig der Snobs. Ich bin keinem nachgelaufen. Alle haben meine Gesellschaft und Freundschaft gesucht."

Als ich Elsa nach den verrücktesten Partys frage, die sie in ihrem Leben

Bitte umblättern



Mein verrücktes Leben

Fortsetzung von Seite 25



Begabt am Klavier, vernarrt in die Oper: Elsa redete in künstlerischen Fragen immer ein ernstes Wort mit.



Elsa spricht, und dreißig Millionen hören zu. Über den Rundfunk hat sie jahrelang wöchentlich einmal – meist vom Bett aus – mit bewundernswerter Offenheit über alles gesprochen, was sie auf dem Herzen hatte.

gegeben hat, braucht sie nicht lange zu überlegen.

„Alles in allem habe ich etwa zweitausend Partys in meinem Leben veranstaltet. An zwei erinnere ich mich, die man wirklich als besonders verrückt bezeichnen kann.

Die erste gab ich 1927 in Paris und stellte sie unter das Motto »Kommen Sie zu mir, wie Sie gerade sind«. Der Gag dabei war, daß die sechzig geladenen Gäste sich verpflichten mußten, genau in dem Aufzug zu erscheinen, in dem sie sich befanden, als ihnen meine Einladung überreicht wurde.

Um nun die Garantie zu haben, daß meine Gäste wirklich in den merkwürdigsten Aufmachungen erscheinen, ließ ich meine Einladungen innerhalb von achtundvierzig Stunden zu allen möglichen Tages- und Nachtzeiten durch Boten austragen.

Sie können sich vorstellen, wie gespannt ich war, was dabei herauskommen würde. Ich war mir von vornherein im klaren darüber, daß meine Gäste unmöglich öffentliche Verkehrsmittel benutzen und sich auch vielleicht aus Scheu vor ihren Chauffeuren nicht in ihren eigenen Wagen setzen würden, um in mein Haus zu kommen, das ich eigens für diese Party gemietet hatte.

Ich charterte deshalb zwei Omnibusse und holte alle meine Freunde persönlich ab. Es zeigte sich schon bald, daß meine Ahnung richtig war . . .

Der Marquis de Polignac erschien im Abendanzug. Allerdings fehlte ein wesentliches Requisit: Er hatte noch keine Hose an.

Der berühmte Kunstmäzen Bébé Bérard trug einen Schlafanzug, hatte sich weiße Schminke ins Gesicht geschmiert, die Rasierseife symbolisieren sollte, und hielt einen Telefonhörer in der Hand.

Der damals vergötterte und höchst erfolgreiche Leinwandstar Jay O'Brien — übrigens auch ein amüsanter und nie erlahmender Tröster reicher Witwen — präsentierte sich im Frack ohne Krawatte und Schuhe.

Die vermögende und bildhübsche Daisy Fellowers hielt ihr Spitzenhöschen in der Hand. Mindestens acht Damen höchster Gesellschaftskreise kamen in durchsichtigen Unterkleidern. Nur wenige meiner Gäste waren wirklich richtig angezogen.

Während ich meine Freunde zusammenlas, ging es in den beiden Omnibussen hoch her. In jedem der beiden Fahrzeuge hatte ich eine Bar einrichten lassen. Das war zweifellos ein Fehler. Denn als wir nach fast drei Stunden »komplett« waren, schwelgten alle schon in einer alkoholseligen Stimmung.

Gräfin Gabriella Robilant verlor schon bei einem der ersten Tänze in meinen Räumen ihren Rock und fand sich jetzt erst richtig stilecht. Die französische Gräfin Elisabeth de Breteuil meinte, so etwas schicke sich nicht für eine Frau aus altem Adel.

Gabriella war so in Fahrt, daß sie keinen Einwand duldete. Sie riß Elisabeth den Rock vom Leib und triumphierte: »Gleichheit und Freiheit! Jetzt haben wir uns gegenseitig nichts mehr vorzumachen. Eine französische und eine italienische Gräfin amüsieren sich jetzt in gleicher Aufmachung.«

So verrückt freilich hatte ich mir alles nicht vorgestellt. Aber was sollte ich tun? Ich hatte A gesagt und mußte jetzt auch zum B bereit sein. Die Flut, die ich entfesselt hatte, konnte ich nicht mehr eindämmen. Ich war an diesem Abend einfach machtlos und mußte mir dieses faunische Spiel mit ansehen. Schuld daran war nur der Alkohol.

Ich hatte sonst immer darauf geachtet, daß bei meinen Veranstaltungen wenig getrunken wurde. Die Erlebnisse mit dieser ersten Ausnahme haben mich in meiner Ansicht bestärkt, daß auf einer Party — und mag sie noch so fröhlich sein — der Alkohol nur spärlich fließen darf.

Und das zweite verrückte Fest: Im Mai 1931 beauftragte mich ein alter Freund, der sehr wohlhabende Baron Nicky de Gunzberg, für ihn etwas ganz Besonderes auf die Beine zu stellen. Nach einer kurzen Überlegung hatte ich einen Plan, und am 13. Juni 1931 stieg die »fête champêtre.« Dieses »Landfest« wurde berühmt in der Gesellschaftsgeschichte Frankreichs.

Unser ländlicher Galaabend in Nikkys großem Haus im Bois de Boulogne bildete wochenlang das Gesprächsthema von Paris. Frankreichs berühmtes Kunstmagazin »l'Illustration« widmete diesem Ereignis eine ganze Ausgabe, als ob es sich bei meinem Fest um eine große Ausstellung gehandelt hätte.

Christian Bérard, ein hervorragender Künstler und ausgezeichneter Bühnenbildner, ein Bruder Bébés, hatte Nickys Villa in ein prachtvolles Bauernhaus umgewandelt, alle Räume mit blauem Satin ausgeschlagen und mit herrlichen Bildern aus dem bäuerlichen Leben geschmückt.

Cole Porter hatte für mein Fest eigens eine Komposition geschaffen, die von einem großen Orchester als Auftakt des Abends gespielt wurde. Lauritz Melchior und Frieda Leider sangen das Liebesduett aus »Tristan und Isolde«.

Mehr als vierhundert Gäste, alle als Bauern verkleidet, wurden vom »Zeremonienmeister« Serge Lifar, dem berühmten Tänzer, empfangen. Er saß auf einem Schimmel und war ganz in Gold gehüllt. Cole Porter und sein Anhang fuhren auf einer sizilianischen Eselskarre vor, die vollgeladen war mit Orchideen. Daisy Fellowers glänzte im Kostüm der Circe, und die Baronesse Lillian LoMonoco spielte das verhexte Schwein dieser Verführerin.

Aufmachung und Kunst verpflichten. Es ging alles sehr dezent und sehr vornehm zu, trotz der manchmal ungewöhnlichen und gewagten Kostüme. Aber fragen Sie mich nicht, was das alles gekostet hat. Nicky hatte, zum Glück, Geld genug, und auf zehntausend Mark kam es ihm nicht an.

Natürlich wurden wir auch von einigen Zeitungen wegen dieser Verschwendungssucht angegriffen. Aber ich stehe auf dem Standpunkt, daß Millionäre ihr Geld auch unter die Leute bringen sollen.

Apropos Geld. Sie wollen natürlich auch wissen, wie ich es angestellt habe, ohne Geld und feste Einnahmen fünfzig Jahre lang ein offenbar luxuriöses Leben zu führen. Auch in diesem Punkt bildete ich immer die Zielscheibe von Verleumdungen, üblen Nachreden und boshaften Unterstellungen. Auch hierzu habe ich bisher immer geschwiegen, aber Sie sollen die ganze Wahrheit wissen.

Daß ich regelmäßig wertvolle Geschenke von Millionären bekomme, daß ich Freunde ausbeute, daß ich für die Förderung eines gesellschaftlichen Strebers hohe Summen einstecke, daß ich bei Lieferanten Prozente kassiere, daß ich mit allen möglichen Tricks Geld ergaunere: Das alles ist völlig erlogen.

Es stimmt, daß ich gelegentlich Freunde gebeten habe, mir aus der Patsche zu helfen. Es stimmt, daß ich mir da und dort Geld leihen mußte, aber ich habe alles auf Heller und Pfennig zurückgezahlt — von dem Geld, das ich durch Klavierspielen, Lieder-Text-Dichten, als Journalistin und auch als (leider sehr unbegabte) Schauspielerin bei Film und Theater, bei Rundfunk und Fernsehen verdient habe.

Aber das reichte nie aus, um meinen vielen Verpflichtungen nachzukommen, weil ich immer verschwenderisch mit meinem Geld umging. Ich vergeudete es nicht für mich, sondern gab es dort mit vollen Händen aus, wo ich Freude bereiten oder einem armen Teufel helfen konnte.

Von den Geschenken, die ich angeblich in so großzügiger Weise bekommen habe, bleiben nur die Schecks übrig, die ich zu Weihnachten oder

Bitte umblättern

PEER



EXPORT

eine deutsche
Qualitätscigarette
für uns –
und für die Welt
Peer Export
in der Schweiz Fr. 1.20

Z14 Bern, Kramgasse



Elsa Maxwell bittet, und die Prominenz erscheint . . . In einem Privatsalon vom Pariser „Ritz" hat die berühmte Party-Königin um sich geschart: vorn, im Pelz: Nathalie Paley, Tochter des Großfürsten Paul (Bruder des letzten Zaren). Dann weiter, von links nach rechts um den Tisch herum, zum Teil halb verdeckt: Baron Foy (Großindustrieller), Marquise Salina, Noel Barker (Direktor des „Daily Mail"), Madame Beer, Baron Buvkoeveden, Elsa Maxwell, Herzog von Verdura, Baron de Cabrol, Auto-Prinzessin Chrysler, Gräfin de la Rochefoucauld, Ex-Modekönig Molyneux, die Gräfin de Contades und Douglas McArthur (Botschaftsrat und Neffe des berühmten Generals).



„Ich komme mir vor wie eine Königin", sagte Elsa, als sie das neueste Ölgemälde betrachtete, das sie verewigen sollte. „Warum macht man soviel Aufhebens von mir? Ich bin nur ein Mensch, der Freude bereiten und Gutes tun will. Daß es mir fast sechzig Jahre lang glückte, läßt mich eines Tages heiter und zufrieden sterben."

Mein verrücktes Leben

Fortsetzung von Seite 26

zum Geburtstag von vier alten Freunden regelmäßig erhielt. Von Mrs. Hearst, der Frau des Zeitungskönigs, Mrs. Margareth Emerson, Eleanor Loder und Mrs. Jessie Donohue, der Tante von Barbara Hutton.

Ja, und da ist noch Mrs. Evelyn Walsh McLean, die in den vierziger Jahren Gesellschaftskönigin von Washington war. Sie lud mich 1943 ein, mit ihr nach Hollywood zu reisen, und gab mir einen Scheck über viertausend Dollar, um mein gepfändetes Radio einzulösen. Dafür brauchte ich zwar nur fünfzehn Dollar, aber meine Freundin bestand darauf, die ganze Summe anzunehmen.

Ich sorgte dafür, daß die sagenhaft reichte McLean eine herrliche Zeit in Hollywood verlebte. Ich stellte ihr alle großen Stars vor und ging mit ihr auf Gesellschaften, die von den Traumfabrikanten gegeben wurden. Evelyn war so begeistert, daß sie mir zum Abschied einen kostbaren Nerzmantel schenkte. Schmuck habe ich nur selten bekommen. Einen herrlichen Ring, der mein ganzer Stolz ist, schenkte mir Ali Khan nach seiner Hochzeit mit Rita Hayworth.

Ja, und da ist noch etwas, was gesagt werden muß.

Auf meinen festlichen Veranstaltungen trage ich natürlich kostbare Kleider. Kann ich es verhindern, daß die Modehäuser mir alles kostenlos zur Verfügung stellen? Sie bilden sich ein, ich würde damit die beste Reklame machen für sie. Kann das fetteste und unattraktivste Mannequin, das es je auf der Welt gab, das wirklich tun?"

Elsa schüttelt sich vor Lachen. Ihre Augen funkeln verschmitzt. Sie erhebt sich aus ihrem Sessel, geht ein paar Schritte auf und ab und versucht dabei, die grazilen Bewegungen eines Mannequins nachzuahmen. Sie verfügt über die seltene Gabe, sich über sich selbst lustig machen zu können. Das verleiht ihr eine Größe, die sogar von ihren Gegnern anerkannt wird.

Aber da sprudelt sie schon wieder weiter.

„In den Augen vieler bin ich eine Verschwenderin. Vielleicht ist diese Kritik sogar berechtigt. Wenn ich an den Fall Kreisler denke . . .

Im Mai 1929 weilte ich wieder einmal in Paris. Morgens weckte mich das Telefon. Ein Anruf aus Norristown in Pennsylvania. Mein alter Freund Ralph Beaver Strassburger, ein sehr wohlhabender Mann, der sein Geldschäfchen durch die Heirat mit May Bourne, der Tochter des Singer-Nähmaschinen-Direktors, endgültig ins trockene gebracht hatte, ließ mir durch seine Sekretärin mitteilen, in dem berühmten Juweliergeschäft Cartier's liege ein Scheck über fünftausend Dollar. Ich solle mir dafür etwas Schönes kaufen als Dank für die vielen Partys, die ich für ihn veranstaltet habe.

Aus kostbarem Schmuck mache ich mir, wie schon erwähnt, überhaupt nichts. Ich fragte die Sekretärin:

»Wird wohl Mister Strassburger damit einverstanden sein, daß ich mit diesem Geld versuchen werde, Kreisler zu bekommen?«

Das Mädchen jenseits des Atlantiks wußte mit dieser Frage nichts anzufangen, sie wolle sich beim Chef erkundigen und bat um einen Augenblick Geduld.

Bitte umblättern



Asbach
Uralt

Mein verrücktes Leben

Fortsetzung von Seite 28



Auf in den Kampf, Elsa! Die Maxwell, ideenreich, einfallstoll, humorsprühend, ließ sich immer wieder etwas Neues einfallen, um ihre reichen Freunde zu unterhalten. Hier tritt sie mutig in die Stierkampf-Arena.



Die Maxwell scheute niemals Kosten. Den reichen Rotschilds war er zu teuer, aber Elsa Maxwell verpflichtete ihn: den berühmten Geigenvirtuosen Fritz Kreisler (rechts). Fünftausend Dollar zahlte sie ihm für ein Konzert, das er 1929 auf einer Party in Paris gab. Es war eine Sensation. Elsa triumphierte. Später traten viele berühmte Künstler für sie „kostenlos" auf.

»Welches Chrysler-Modell bevorzugen Sie, Elsa?« dröhnte plötzlich Strassburgers Stimme in meinem Ohr. »Einen Imperial? Kann ich sofort arrangieren.«

»Aber ich will doch kein Auto«, antwortete ich entsetzt.»Ich will Kreisler, Fritz Kreisler, den berühmtesten Geigenspieler der Welt. Ich möchte, daß er auf meiner nächsten Party spielt.«

»Fünftausend Dollar für einen Mann mit Fiedelbogen? Sind Sie verrückt?«

Die Frage nach meiner Verrücktheit wurde in den nächsten Tagen noch oft an mich gerichtet, als ich meinen Plan bekanntgab, Fritz Kreisler zu engagieren. Den Rothschilds war dieser berühmte und in der ganzen Welt gefeierte österreichische Virtuose zu teuer — und ich, Elsa Maxwell, wollte ihn auf meiner Party seine Kunst und sein Genie zeigen lassen. Meine Freunde glaubten, bei mir habe sich wirklich eine Schraube gelockert.

Ich hatte Fritz Kreisler kurz vor dem ersten Weltkrieg in London kennengelernt und durfte mich rühmen, ihm genehm zu sein. Ich kabelte ihm nach Berlin, wo er gerade Konzerte gab, und bat um Angabe seiner Gage. Er antwortete, er hasse es, auf Partys zu spielen. Aber eine Ausnahme mache er bei einem Honorar von fünftausend Dollar. Später gestand er mir, er habe diese hohe Summe nur gefordert, um mich von meinem Vorhaben abzubringen.

Fünftausend Dollar für einen Geiger — das mußte mich natürlich in den Augen der Pariser zur Wahnsinnigen machen. Alle waren entgeistert. Aber Musik ist nun einmal die einzige Passion meines Lebens, und ich bin bereit, ihr alles zu opfern.

Noch nie in meinem Leben hatte ich bisher fünftausend Dollar besessen. Jetzt verfügte ich über sie und wollte sie auskosten — auf meine Art. Strassburgers Geschenk entsprach genau der Gagenforderung Kreislers. Also engagierte ich ihn für diesen Preis.

Die ersten Gäste, die ich zu diesem Kreisler-Abend einlud, waren die drei Brüder Maurice, Robert und Henri de Rothschild. Diese Pointe wollte ich mir nicht entgehen lassen. Sie kamen natürlich und staunten mich wie ein Wundertier an. Unter meinen übrigen Gästen befanden sich die großen Drei der populären Musik: Cole Porter, George Gerswhin und Irving Berlin.

Ich weidete mich an der Reaktion der Rothschilds und ihrer Frauen. Sie konnten es nicht fassen, daß Kreisler für mich spielte: für eine arme Amerikanerin, deren kümmerliche Habseligkeiten vor einem Monat wieder einmal auf die Straße gestellt worden waren, weil sie ihre Miete nicht bezahlen konnte. Die Blicke der drei Barone verrieten mir, daß sie nahe daran waren, vor Neid einen Herzanfall zu erleiden. Wie hatte diese Maxwell das nur fertiggebracht?

Ich erinnere mich noch genau: Kreisler spielte einfach himmlisch. Er war vergnügt und belustigt darüber, daß ausgerechnet ich ihm diesen hohen Preis bezahlte und Millionäre übertrumpfte. Er verachtete alle Snobs genau wie ich — auch wenn ich mich unter ihnen bewegte und für sie den Tausendsasa spielte.

Meine Kreisler-Party sprach sich überall herum. Ich konnte mich der vielen Menschen, die mich jetzt kennenlernen wollten, kaum erwehren. Ich stand am Beginn einer neuen Epoche meines verrückten Lebens. Auf der Bühne meiner Unrast traten immer neue Gestalten auf."

*

Elsa Maxwell springt bei ihren Erzählungen munter durch die Jahrzehnte. Sie kommt vom Hundertsten ins Tausendste. Sie wirft die Mosaiksteinchen, aus denen sich ihr Leben zusammensetzt, wahllos auf meine Notizen. Immer wieder habe ich ihr Temperament zu dämpfen versucht, um ein Thema lückenlos erfassen zu können.

Wenn in diesem Bericht nicht alles chronologisch aufgeführt wird, so ist das Absicht. Es wäre einfach, das Material systematisch zu ordnen. Ich verzichte darauf, um die Turbulenz des Lebens der Elsa Maxwell und die Spontaneität ihrer Erzählungen und Erinnerungen widerzuspiegeln. Die Memoiren der Elsa Maxwell mit den Mitteln eines pedantischen Biographen aufzuzeichnen, würde Elsas Lebensstil nicht gerecht.

Da ist also Barbara Hutton. Wie Elsa sie kennengelernt hat, wurde schon erzählt. Die Maxwell hat alle Phasen im Leben dieser vielfach mißverstandenen, sehr reichen und doch so unglücklichen Frau als mütterliche Freundin und Vertraute miterlebt. Sie schildert alles so, wie sie es gesehen hat und beurteilt.

Der Vorhang hebt sich wieder vor dem ebenso glitzernden wie dramatischen Leben der Multimillionärin und „Männer-Verschleißerin" Barbara Hutton.

Erst sechs Jahre, nachdem der Pseudo-Prinz Alexis Mdivani die damals fünfzehn Jahre alte Barbara Hutton kennengelernt hat, scheint für ihn der Weg zu Barbaras Geld frei zu sein ... An ihrem 21. Geburtstag werden Barbara fünfundvierzig Millionen Dollar und zahlreiche andere Vermögenswerte überschrieben.

Aber da verkünden die amerikanischen Boulevard-Blätter mit überdimensionalen Schlagzeilen: „Woolworth-Erbin verlobt sich mit Broadway-Original Phil Plant."

Vater Hutton dementiert energisch und trommelt ein paar Presseleute zusammen, dieweil die flügge gewordene Barbara mit ihrem Phil nach Italien dampft.

„Kommt überhaupt nicht in Frage", wettert Frank Hutton. „Ich habe andere Pläne mit meiner Tochter."

Als seine Bevollmächtigte hetzt er seine Frau sofort auf die Fährte des entfleuchten Töchterleins. Bevor sie in Rom ankommt, hat Barbara ihren Phil schon so satt, daß sie ihre Sympathien für einen anderen entdeckt.

Prinz Geromolo Rospigliosо erzählt jedem Reporter unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er heimlich mit Barbara Hutton verlobt sei. Von dem vielen Geld dieser jungen Dame, in das er sich offenbar mehr als in das Mädchen selbst verliebt hat, erwähnt er nichts. Roms Reporter lassen sich diese Nachricht nicht entgehen. Die italienischen Massenblätter servieren prompt ihren Lesern den neuesten Hutton-Klatsch.

Prinz Rospigliosо hat sich zu früh gefreut. Barbaras Zuneigung für ihn verflüchtigt sich schnell. Und sie selbst reist nach Hawaii — stürmisch verfolgt von einem anderen Prinzen, der nicht nur für das Liebesglück, sondern auch für Dollars schwärmt. In Honolulus luxuriösem „Royal Hawaiian Hotel" muß sie buchstäblich ihre Zimmer verbarrikadieren, um die Annäherungsversuche des Prinzen Boromeo abzuwehren.

»Die anderen sollen sich erst mal die Finger verbrennen. Den Rahm werde ich abschöpfen ...« Das sind die Überlegungen des „Prinzen" Alexis Mdivani. Für ihn steht es fest, daß Barbara ihn heiraten wird. Er erinnert sich des Gespräches, das er vor sechs Jahren mit ihr an der Riviera geführt hat, und ist sich seiner Sache sehr sicher.

Noch hält er sich zurück. Erst einmal muß er sich mit außerordentlichem Geschick und finanztechnischem Raffinement von seiner Frau Louise van Allen scheiden lassen. Wie er das macht, bleibt ein Geheimnis, für

Bitte umblättern


GRENZENLOS
Einer bringt die süsse Glut des Südens,
der andere den herben Geschmack des Nordens.
Einer bringt witzig grosstädtischen Geist und der
nächste urwüchsige Stimmung aus den Bergen.
Wir können sie alle unbefangen schätzen, weil unser
Weltbild und unser Gefühl weit aufgegangen sind.
Deshalb musste auch die Peter Stuyvesant kommen:
in ihrer originellen Mischung edelster Tabake
sind die Düfte weit, weit auseinanderliegender
Gebiete zum uns entsprechenden,
herzerfrischenden Duft der
neuen Zeit zusammengefasst.
Peter
Stuyvesant
FILTER
21
RICH CHOICE TOBACCOS
KING SIZE

Fortsetzung von Seite 30

Mein verrücktes Leben

das selbst Elsa Maxwell keine Erklärung hat.

Louise ist mit der Scheidung einverstanden und gibt Alexis sogar eine Abfindung von, sage und schreibe, einer Million Dollar. Nun hat er etwas zu bieten und braucht sich Barbara nicht mit leeren Händen zu nähern. Und die reiche Millionärin wird fest daran glauben, daß sich ihr der Prinz nur aus reiner Liebe zuwendet.

Er bestellt im vornehmsten Blumensalon der Fifth Avenue ein riesiges Orchideenarrangement, beflügelt seine Freiersfüße und eilt in die Hutton-Wohnung am Central Park von New York.

Aber er stößt erst gar nicht bis zu Barbara vor. Vater Hutton schmeißt ihn hinaus. Einige findige Reporter erfahren von der Abfuhr, und die Boulevard-Blätter sorgen dafür, daß Barbara wieder in den Schlagzeilen erscheint.

Der Hutton-Rummel ist angekurbelt. Auch ein zweiter Annäherungsversuch Mdivanis scheitert kläglich. Der Prinz, geschlagen, aber noch nicht besiegt, kehrt nach Paris zurück und sinnt auf neue Listen, Barbara und ihre Millionen in seine Hand zu bekommen.

Frank Hutton ist der Ansicht, daß geografische Trennung gleichbedeutend mit der Distanz der Herzen ist, und schickt seine vom ersten Liebesfrühling berauschte Tochter mit einer Begleiterin in den Fernen Osten.

„Ich habe das alles mit einiger Sorge verfolgt", gesteht Elsa. „Und ich glaubte, daß Barbara nun sicher sei vor den Nachstellungen des kaukasischen Bonvivants. Als ich aber zwei Monate später im Foyer des »Waldorf-Astoria« meinen alten Freund Jay O'Brien traf, fiel ich aus allen Wolken..."

»Kennen Sie schon die neueste Nachricht über die Hutton, Elsa?« fragte Jay teils belustigt, teils aufgeregt. »Frank Hutton ist heute morgen von der Amerikanischen Botschaft in Siam benachrichtigt worden, daß Barbara dort morgen Mdivani heiratet.«

Dieser Bursche war ihr nachgereist, ohne daß irgendeiner etwas davon gemerkt hat."

Elsa kann ihre Unruhe nicht verhehlen. Zugleich aber muß sie lachen über die Unverfrorenheit und das unverzagte Vorgehen Mdivanis.

Nun, zur Hochzeit kommt es noch nicht in Bangkok. Barbara besteht darauf, daß die Vermählung nicht im Königreich Siam, sondern mit allem Prunk in Paris gefeiert wird. Alexis Mdivani will davon nichts wissen, möchte aber die Millionen nicht unnötig aufs Spiel setzen und ist schließlich zu einem Kompromiß bereit:

„Gut, heiraten wir in Frankreich", erklärt er. „Aber ich bin damit nur unter der Bedingung einverstanden, daß wir uns hier in aller Form verloben und das auch offiziell bekanntgeben."

Barbara willigt ein. Der amerikanische Botschafter braucht seine Pflicht als Standesbeamter nicht zu erfüllen und drückt statt dessen nur zwei Verlobten die Hand, mit allen guten Wünschen.

Für Alexis sind die Millionen an Land gezogen: Am 20. Juni 1933 wird in Paris die Hochzeit gefeiert. Das ganze „Hotel Ritz" steht kopf. Der beste Sekt wird kredenzt, das feinste Essen vorgesetzt, und eine bunte Gesellschaft ist geladen.

Elsa fährt nicht hin. Es sind einige Gäste da, die ihr nicht behagen, da bleibt sie konsequent. Nur durch ein Glückwunschtelegramm bekundet sie ihre Anteilnahme.

Frank Hutton macht gute Miene zum nicht ganz erfreulichen Ehespiel. Was bleibt ihm anderes übrig? Fräu-



Ein besonders inniges Verhältnis verband Elsa Maxwell mit dem Prinzen Ali Khan, dem sie die Bekanntschaft mit Rita Hayworth vermittelt hatte.

lein Tochter ist großjährig und kann entscheiden, was sie will. Das Fest im Ritz kostet übrigens 125 000 Mark. Eine Kleinigkeit für Barbara. Nicht der Rede wert ...

Alexis Mdivani hat sich in Unkosten gestürzt: Als Hochzeitsgeschenk überreicht er seiner „goldenen Barbara" ein kostbares Halsband aus Jade. Sie zahlt ihm das reichlich zurück ... Zunächst einmal überweist sie ihm als „Morgengabe" nach der Hochzeitsnacht eine Million Dollar und schenkt ihm außerdem die besten Polopferde, die auf dem internationalen Markt zu erhalten sind.

„Das Paar verbrachte seine Flitterwochen, diese für jede Braut so wichtige und für ihr späteres Glück entscheidende Zeit, in Indien", erinnert sich Elsa. „Barbara hat mir alle Einzelheiten erzählt ..."

Ich muß immer wieder staunen, mit welcher Präzision die Maxwell Namen und Daten aus ihrem Gedächtnis rekapitulieren kann.

„Barbara liebte diesen Mdivani", fährt sie fort, „oder besser gesagt: Sie glaubte an die Liebe — was, im Grunde, auf das gleiche herauskommt. Es wäre jedoch besser gewesen, sie hätte weniger Verliebtheit empfunden. Schon im ersten Monat ihrer Ehe wurde in ihr das Gefühl geweckt, verschmäht zu werden."

Mdivanis Lust an Polo- und Autorennen überwog bald das Interesse an seiner jungen Frau. Und noch schlimmer: Mdivani war einer jener Männer, die unmöglich einer einzigen Frau treu bleiben können. Die Sucht nach Abwechslung steckte einfach in ihm. Seine ebenso zahl- wie wahllosen Seitensprünge verletzten Barbaras Stolz sehr. Nun, das würde sich vielleicht geben — glaubte sie. Aber etwas anderes kränkte sie zutiefst. Das war sein Spott, den er über sie ausgoß.

Barbara hatte zwar einige Pfunde zuviel (Elsa: „Genau wie ich"), aber wie Alexis darauf reagierte, war auch für eine verliebte Frau zu viel, die bereit ist, sich eine Menge gefallen zu lassen.

„Du bist fett wie ein Schwein", sagte er schon wenige Tage nach der Hochzeit zu Barbara in einer Situation, in der eine junge Frau zärtliche Worte erwartet. „Warum bist du nicht so graziös und schlank wie andere Frauen?"

Barbara war so schockiert, daß sie nichts zu antworten wußte.

„Später gestand sie mir", setzt Elsa ihren Bericht fort, „daß sie sich nach dieser Beleidigung Mdivanis stets wie ein riesiges Monstrum vorgekommen sei."

„Prinzessin" Mdivani begann sofort mit einer radikalen Diätkur. An ihrer Beleibtheit sollte die Ehe nicht scheitern. Sie brachte es wirklich fertig, schlank zu werden, ruinierte dabei aber ihre Gesundheit so nachhaltig, daß sie noch heute, dreißig Jahre später, darunter leidet.

Mr. und Mrs. Mdivani kehrten im Spätsommer 1933 nach New York zurück. Barbara, die sich im Glanz des Titels einer Prinzessin sonnte, feierte ihren 22. Geburtstag. In ihrem Haus Nummer 1020 der Fifth Avenue ging es, gelinde gesagt, hoch her.

Barbara, durch Mdivani ganz orientalisch infiziert und auf ungewöhnliche Effekte bedacht, hatte eine Truppe chinesischer Tänzer und japanischer Akrobaten engagiert. Exotische Musik erfüllte das riesige Haus. Es duftete nach schwerem Parfüm, betäubenden Räucherkerzen und Zigaretten. Alkohol floß in Strömen. Gerade war beschlossen worden, das Alkoholverbot in Amerika aufzuheben.

Alexis Mdivani hatte eine Balalaika-Band und echte Kosaken-Schwerttänzer aus seiner Heimat angeheuert.

Fortsetzung auf Seite 77

Dr. Brand gibt RAT UND ANTWORT

Wenden Sie sich vertrauensvoll an Dr. Brand, Redaktion BUNTE Illustrierte, 76 Offenburg/Baden. — Die kostenlose Beratung erfolgt auf Wunsch brieflich, sonst ohne Namensnennung an dieser Stelle. Vergessen Sie, bitte, Absender und Rückporto nicht.

Junges Gemüse

Frau Aenne (ohne Altersangabe) schreibt:

Ich finde es sehr vernünftig von Ihnen, junge Mädchen immer wieder vor der heutzutage beliebten Heirat mit einem wesentlich älteren Mann zu warnen. Solche Warnungen können gar nicht dringend und oft genug wiederholt werden.

Ich bin seit einigen Jahren mit einem um 18 Jahre älteren Mann verheiratet, obwohl mir nicht nur meine Eltern, sondern auch verschiedene gleichfalls mit einem älteren Mann verheiratete Frauen von der Eheschließung abgeraten hatten. Aber solange man jung ist, hört man nicht auf anderer, erfahrener Leute Ratschläge, zumal es die älteren Herren glänzend verstehen, ein junges Mädel zur Ehe zu überreden. Und wenn es mit allen möglichen Versprechungen in die Ehe hineingelockt worden ist, beginnt der nüchterne Alltag. Dann zeigen die vorher so charmanten Männer mit den grauen Schläfen ihr wahres Gesicht; dann ist die junge Frau nur noch ein Wesen, das zu kuschen und zu gehorchen hat. Kinder sind sowieso unerwünscht. Kinder würden für diese Männer, die zu Hause ihre Ruhe vor dem Fernsehschirm nicht missen möchten, nur ein störendes Element in der Wohnung sein.

Mit einer etwa gleichaltrigen Frau, die schon über eine größere Lebenserfahrung verfügt, kann ein Mann keine Mätzchen mehr machen. Und eben darum heiraten ältere Männer mit Vorliebe junge und unerfahrene Mädchen, die ihnen jedes Wort glauben und nur Unterordnung kennen!

Dr. Brand antwortet:

Denkt man jetzt noch an die Versuche gewisser älterer Herren, sich nicht vermittels Tabletten, Gymnastik und Spritzen, sondern durch „junges Gemüse" zu verjüngen, dann ist die Liste der Argumente gegen die hier kritisierten Verbindungen so ziemlich komplett.

Immerhin dürfte manche andere junge und mit einem älteren Mann verehelichte Dame auch gegenteilige Erfahrungen gemacht haben. Die würden uns alle interessieren. Also — wer andere Erfahrungen als Frau Aenne mit ihrem „Alten" gemacht hat, der schreibe sie auf und schicke sie mir.

Blockade

Herr Reinhard K. (28) schreibt:

Meine Ehe war sehr glücklich und harmonisch. Wir haben ein jetzt 3½-jähriges Kind. Nach dreijähriger Ehe fuhr meine Frau allein in Urlaub. Nach ihrer Rückkehr forderte sie die Scheidung mit der Begründung, sie habe erst jetzt das Leben kennengelernt. Es war ein schwerer Schlag für mich, es war die größte Enttäuschung meines Lebens.

Von diesem Tag ab führte meine Frau ihr eigenes leichtsinniges Leben. Sie brauchte nicht zu arbeiten; ich verdiente sehr gut, las ihr jeden Wunsch von den Augen ab und verwöhnte sie in jeder Beziehung. Ein Jahr lang bemühte ich mich um die Rettung unserer Ehe. Alles vergeblich! Dann trennten wir uns; kurz danach wurde die Scheidung ausgesprochen, wobei ich das Sorgerecht über unser gemeinsames Kind erhielt. Da ich weder Eltern noch Verwandte habe, war ich gezwungen, das Kind in Pflege zu geben.

Während der Trennungszeit lernte ich eine andere junge Frau kennen. Aus einer anfänglichen Freundschaft wurde Liebe. Das heißt, jetzt kommt das Problem. Ich weiß nämlich nicht recht, ob es auf beiden Seiten eine wahre und echte Liebe ist. Folgendes Beispiel ist vielleicht ein Anhaltspunkt für Sie:

Wenn meine Ehefrau mir früher sagte, sie liebe mich, oder wenn umgekehrt ich von Liebe sprach, dann gab es in meinem Herzen einen Widerhall. Manchmal klang es wie Glockengeläute in mir. Wenn ich aber jetzt in mich hineinhorche, höre und verspüre ich nichts. Ich glaube, Sie verstehen, was ich meine. Meine Bekannte, mit der ich einmal darüber sprach, sagte, in der Ehe würde das alles von selbst kommen ...

Dr. Brand antwortet:

Den Schock, den Ihnen die große Enttäuschung versetzt hat, haben Sie immer noch nicht überwunden. Immer noch blockiert der Gedanke an die unglückselige Vergangenheit den Weg in eine wieder freundliche Gegenwart und Zukunft.

Mit diesen unbewältigten Problemen Ihre Bekannte jetzt schon zu heiraten, halte ich für bedenklich und falsch. Diese unbewältigten Probleme würden in der Ehe immer wieder zwischen Ihnen und Ihrer Frau stehen — wie eine trennende Wand.

Bitten Sie Ihre Bekannte um etwas Geduld. Wenn diese Frau Sie liebt und wenn Sie ihr die Gründe für Ihre Zurückhaltung erklären, wird sie Verständnis für Ihr Verhalten haben — und warten. Während dieser Wartezeit wird unter dem guten Zuspruch Ihrer Freundin das Vertrauen zu ihr wachsen, und langsam, aber sicher wird der gemeinsam zu gehende Weg in die Zukunft frei.

Holpriger Weg zur Ehe

Herr C. F. (32) schreibt:

Seit drei Jahren habe ich eine Bekannte, die jetzt 40 Jahre alt ist. Wir verstehen uns gut, und sie würde mich auch heiraten. Hat sie gesagt.

Ich bin Angestellter, meine Bekannte ist Lehrerin und wohnt etwa 100 Kilometer von meinem Arbeits- und Wohnort entfernt. Dort hat sie eine volleingerichtete Wohnung, und ich würde im Fall einer Verheiratung zu ihr ziehen, während ich sie jetzt nur am Wochenende besuche. Ihren Beruf will sie auch nach der Verheiratung nicht aufgeben. Ich meine, wir hätten mit der fertigen Wohnung einen guten Start. Wir könnten uns auch ein eigenes Auto (mein liebstes Hobby!) leisten, mit dem ich am Wochenende zu ihr, d. h. heimfahren könnte.

Es gibt aber eine Schwierigkeit. Meine Mutter ist sehr gegen diese Verbindung. Sie möchte, daß ich ein jüngeres Mädchen suche. Außerdem ist sie der Ansicht, daß Mann und Frau an einem Ort zu wohnen haben und daß die Frau zu arbeiten aufhört, wenn ein Kind kommt. Zudem sei bei einer 40jährigen Frau die Mutterschaft in Frage gestellt. Mein Vater dagegen sagt: „Überlege es dir gut. Es ist deine Sache!"

Was soll man da tun? Was ist richtig dabei, was ist zu bedenken? Ich überlege hin und her, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Ich mag nun mal die Teenager nicht. Meine Bekannte wird schon langsam böse, weil ich mich nicht entscheiden kann und nach ihrer Ansicht so wankelmütig bin. Aber es ist schon eine harte Entscheidung. Entscheiden Sie jetzt für mich, Ihr Wort soll gelten!

Dr. Brand antwortet:

Herzlichen Dank für das mir geschenkte Vertrauen, aber — ich kann Ihnen nur sagen, wie ich die Dinge sehe. Entscheiden müssen Sie selbst, wie Ihnen auch Ihr Vater schon gesagt hat.

In Ihrem Fall halte ich den Altersunterschied für weniger bedenklich als z. B. Ihre Mutter. Ich habe den Eindruck, daß Sie ganz gut mit einer etwas älteren Frau auskommen könnten. Auch Ihre Handschrift sagt mir das. Ob Ihre Bekannte im Fall einer Verheiratung noch Kinder haben möchte, weiß ich nicht. Ich bezweifle es fast. Sie jedenfalls wären vermutlich damit zufrieden, nicht nur der Mann, sondern auch das Kind Ihrer Frau zu sein.

Einen Haken hat die Geschichte trotzdem. Nämlich — sollten Sie Ihre Bekannte heiraten, so wäre in dieser Ehe eigentlich alles „wie schon gehabt". Das heißt, es käme bei den getrennt bleibenden Arbeits- und Wohnplätzen auch weiterhin zu keinem Zusammenleben; es bliebe auch fernerhin bei der seit Jahren gewohnten wöchentlichen Zusammenkunft. „Neu" wäre höchstens das Auto, und auch die möglichen Redereien der Leute über die bislang geführte „Verhältnisehe" blieben aus. Alles in allem wäre es eine Ehe ohne die Möglichkeit einer seelischen Verfestigung und Vertiefung der Beziehungen zueinander, woraus sich automatisch eine besondere Krisenanfälligkeit des Zusammenseins ergibt. Bei dem einen oder anderen Partner — oder bei beiden — tritt unter Umständen schon bald ein Gefühl des Unzufrieden- und Unbefriedigtseins auf, das im weiteren Verlauf folgenschwere Auswirkungen haben kann.

Nun gut, Ihre Bekannte drängt auf Heirat. Sie haben nichts dagegen, also — heiraten Sie! In dem Augenblick aber, da eine solche Unzufriedenheit auftritt, wissen Sie jetzt, woran es liegt. Dann wäre immer noch Zeit, das Steuer herumzuwerfen und — zusammenzuziehen. Ihre Frau kann sich als Lehrerin und Sie können sich als Angestellter an einen Ort versetzen lassen, wo Sie zwar getrennt arbeiten, aber gemeinsam wohnen. Bei Ihrem und Ihrer Frau Gehalt ist die Wohnungsbeschaffung eine Kleinigkeit! Sie könnten aber noch etwas Besseres tun: Sehen Sie sich mit Ihrer Zukünftigen schon jetzt nach einer solchen Möglichkeit um. Damit schließen Sie von Anfang an alle hier angedeuteten Risiken aus.

Haar in der Hochzeitssuppe

Fräulein Martha (37) schreibt:

Vielleicht können Sie mir das Phänomen „Mann in den besten Jahren" erklären. Mein Freund ist 51 Jahre alt. Das heißt, er ist mein Freund gewesen, weil er mir vor einigen Wochen den Laufpaß gab.

Als wir uns näher kennenlernten, war er seit einem halben Jahr Witwer. Vorher kannten wir uns schon geschäftlich. Schon nach kurzer Zeit machte er mir einen Heiratsantrag, den ich erst nach einigem Zögern annahm, da ich an meinen hausfraulichen Qualitäten zweifelte. Zudem hatte mir mein Freund immer wieder erzählt, wie tüchtig seine verstorbene Frau gewesen sei. Nicht aus „Torschlußpanik" aber willigte ich schließlich ein, sondern weil ich ihn sehr gern mochte.

Nach einer gewissen Zeit merkte ich, daß vom Heiraten nicht mehr die Rede war. Bei einer Aussprache erklärte er nach langem Hin und Her, daß wir uns erst ein paar Monate kennten usw. Ich vergaß noch zu erwähnen, daß ich auf Grund des Heiratsantrages so gut wie gekündigt hatte und schon ein Nachfolger für mich eingestellt worden war.

Da mein Freund es mit der Heirat nicht mehr so eilig hatte, ich mir aber in geschäftlicher Hinsicht nun große Sorgen machte, kam es angeblich „auf Grund meiner Launen" häufig zu Streitigkeiten. Ich mußte es mir schließlich gefallen lassen, daß mir mein Freund eröffnete, eine Heirat käme auf keinen Fall mehr in Frage. Da ich nicht gern um den heißen Brei herumrede, fragte ich ihn nach dem wirklichen Grund, worauf ich zur Antwort bekam, daß seine Liebe für eine Ehe nicht ausreiche und daß ich für was anderes zu schade sei.

Ich kann mir jedoch nicht vorstellen, daß ein Mensch in der Lage ist, dem Partner Monate hindurch ein Theater vorzuspielen und Liebe zu heucheln, um hinterher zu sagen, daß er sich in seinen Gefühlen geirrt habe.

Ich bin lebhaft und impulsiv, aber nicht herrisch und rechthaberisch. Die bei der Trennungsaussprache vorgebrachten Gründe meines Freundes (meine Impulsivität, daß ich rauche usw.) scheinen mir doch recht vage und nicht stichhaltig genug zu sein. Es gibt ein bayrisches Sprichwort, das auf meinen Freund vielleicht zutrifft: „Wenn der liebe Gott einen Narren braucht, macht er einen Fünfzigjährigen zum Witwer!"

Dr. Brand antwortet:

Nein, nein, Ihr Ex-Freund ist nicht närrisch und auch kein psychologisches Rätsel, sondern ganz einfach ein Mann, der sich nach einem fünfzigjährigen Leben und nach einer -zigjährigen glücklichen Ehe dem Temperament und den Forderungen einer verhältnismäßig jungen Frau nicht mehr gewachsen fühlt. Ihr Witwer hat Ihnen mit seinem „Testversuch" bestimmt kein Theater vorgemacht. Er hat nur genau das getan, was eigentlich alle Leute tun sollten, bevor sie den Bund fürs Leben schließen: Er hat Sie und sich selbst geprüft, ob es auch für die Ehe langt. Wenn er dabei ein Haar in der Hochzeitssuppe gefunden hat, dann ist das nicht nur schade um die verlorene Zeit, sondern auch — da Sie ihn gern haben — eine Herzensenttäuschung für Sie. Aber sooo lieb können Sie den Mann in den paar Monaten ja auch nicht gewonnen haben, daß nun Ihr Herz an der nicht stattgefundenen Hochzeit zerbricht. Was die Kündigung Ihrer Stellung anbetrifft, so läßt sie sich bei dem heutigen Personalmangel entweder wieder rückgängig machen, oder Sie finden eine neue Position. Ich empfehle sogar einen Positionswechsel. Das lenkt ab!


Genuß im Stil der neuen Zeit:
LORD-EXTRA
aromareich im Geschmack
und nikotinarm im Rauch
Lord Extra
CIGARETTEN
KRISTINUS
Lord
EXTRA
IM RAUCH NIKOTINARM
Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus
FILTER KING SIZE 20 STÜCK DM 1,75

Geliebte Dunja

Von einem Deutschen erlebt – nach dem Leben geschrieben: der erregendste Liebesroman unserer Zeit.

Von Claus Jürgen Frank



Staatsanwalt Leptew erblaßte. Vor diesem Tag hatte er sich seit Stalins Tod gefürchtet. Sie hatte ihn in der Hand. „Was wollen Sie?“ fragte er heiser. Dunja Alexandrowna sagte: „Vorgestern wurde ein Artist verhaftet. Ich will, daß er hart bestraft wird.“

Zeichnung: Theo Bleser

Moskau 1963. In einen Wirbel von Überraschungen und Gefahren ist der deutsche Artist Peter Kirchberg gestürzt worden, seit er die Begegnung mit der blutjungen Tänzerin Marina Morosowa hatte. Es hatte ihn wie ein Schlag getroffen, als er sie auf der Bühne des Bolschoi-Theaters sah. Denn wie aus dem Gesicht geschnitten war sie der Frau, die er vor siebzehn Jahren in Sibirien geliebt und wieder verloren hatte: seiner Dunja. Als Kriegsgefangener hatte er diese große Liebe erlebt. Als freier Mann war er nach dem Krieg wiedergekommen, um sie zu suchen. Jahrelang war seine Suche vergeblich gewesen. Jetzt aber, seit er Marina kennenlernte, überstürzen sich die Ereignisse, verdichtet sich das Geheimnis. Ist Marina seine und Dunjas Tochter? Aber wer ist dann die Frau, die sie „Mutter" nennt und die den geliebten Namen trägt – Dunja Alexandrowna? Und wer hat in der Vorstellung des Sowjetischen Staatszirkus, dessen Star er ist, das Attentat auf sein Leben unternommen – den Trapezhaken angesägt? War es Natascha, seine leidenschaftliche, eifersüchtige Partnerin? Oder hängt es mit dem nächtlichen Gespräch zwischen der angeblichen Dunja und ihrem Mann, dem Botschaftsrat Juri Morosow, zusammen, das Marina belauscht hat? Sie hat dabei erfahren, daß Kirchberg wirklich ihr Vater ist. Marina und Kirchberg treffen sich, um sich auszusprechen. Doch dabei läßt die angebliche Dunja ihn festnehmen – „wegen „Verdachts unsittlicher Beziehungen". Zwar kommt er frei. Zwar kann Marina aus der elterlichen Wohnung fliehen. Sie flieht zu ihm ins Hotel. Aber die geheimnisvolle Frau bleibt ihr auf der Spur. »Jetzt kann ich Kirchberg vernichten«, denkt sie.

*

Zufrieden, zu Hause zu sein, stieg Peter Kirchberg vor dem Artistenhotel in der Pugatschewskaja-Gasse aus dem Taxi – und erschrak. In seinem Zimmer brannte Licht.

Mitternacht war vorbei.

Er hatte einen eigenen Hausschlüssel. Wie oft hatte er ihn schon vergessen. Wie oft hatte er den Hausverwalter Ognjow, einen krummen, verschlafenen Georgier, deshalb aus dem Bett trommeln müssen. Schlurfend in ausgetretenen Schlappen, den Kopf mißtrauisch schiefgestellt wie ein lauschendes Huhn, leise maulend, so pflegte der alte Ognjow dann die Tür des Hotels zu öffnen.

Bitte umblättern





Eine Weltnummer, die lange als unmöglich galt: die reitenden Löwen von Tamara und Alexander Buslajew.

Popow, Clown aller Clowns — auch in Deutschland bejubelt, als der Sowjetische Staatszirkus bei uns Tournee machte.



Lieber „Dunja"-Leser! Jetzt ist es soweit

Die BUNTE veröffentlicht in dieser und den folgenden Nummern Aufnahmen aus dem Sowjetischen Staatszirkus, Aufnahmen, die heute entstanden. Die Leser der BUNTEN werden sich aber auch erinnern, daß wir ihnen vor einigen Wochen von einem früheren Star dieses Zirkus berichteten — einem Deutschen. Er lebt heute wieder unter uns: Hans Appler, Meister bei BURDA-Druck in Offenburg. Seine Erlebnisse gaben die Anregung für unseren großen Roman „Geliebte Dunja". Wir haben unsere Millionen Leser gefragt: Kennen auch Sie eine Lebensgeschichte, nach der man einen solch großen Roman gestalten könnte? Jetzt, liebe „Dunja"-Leser, bitten wir Sie: Erzählen Sie uns die Geschichte. Eine echte Lebensgeschichte, die wie ein Roman ist, dramatisch, ungewöhnlich. Sie kann in Deutschland spielen oder überall auf der Welt. Heute oder gestern. Die Lebensgeschichte eines Mannes oder einer Frau. Schreiben Sie sie kurz und ganz kunstlos auf. Senden Sie sie an: BUNTE Jllustrierte, Romanredaktion, 76 Offenburg/Baden. Wir werden Ihnen dann weiter über unsere Aktion berichten.

Fortsetzung von Seite 37

Hätte Kirchberg doch auch diesmal geklingelt. Aber nein, im Gegenteil, er bemühte sich sogar noch, besonders leise zu sein, um den schnauzbärtigen Ognjow nicht in seiner Nachtruhe zu stören.

Der würde es ihm später danken — mit einer falschen Aussage vor Gericht.

Unruhig hastete Kirchberg durch den dunklen Flur zur Treppe. Ausgetretene Stufen, düster das Treppenhaus.

Den ganzen Tag über hatte er nicht von den Problemen loskommen können, die ihn quälten, seit er entdeckt hatte, daß hier in Moskau eine Frau lebte, die Dunja hieß, Dunja Alexandrowna, wie sein schwarzhaariger Engel aus Irkutsk. Die am selben Tag geboren war wie seine Dunja und eine Tochter hatte, die Dunja aus dem Gesicht geschnitten schien.

Nur ein Zufall?

Nein. Je länger er darüber nachdachte, desto stärker verdichtete sich sein Verdacht, daß er hier durch eine glückliche Fügung einer dunklen Affäre auf die Spur gekommen war.

Wieder hörte er Marinas Stimme wie am gestrigen Abend, kurz bevor ihre Mutter mit dem Milizmann dazwischenkam, gehetzt, zitternd:

„Ich habe ein Gespräch meiner Eltern belauscht. Mein Vater — mein Vater gibt sich nur als mein Vater aus!"

Wenn das stimmte!

Kirchberg stürmte jetzt durch das dämmrige Treppenhaus nach oben im vierten Stockwerk, in dem sich sein Zimmer befand.

Die Flurbeleuchtung auf seiner Etage funktionierte wieder einmal nicht. Ärgerlich tastete er sich den Gang entlang.

Nataschas Tür war anscheinend nur angelehnt, ein schwacher Lichtschein drang heraus und wies ihm den Weg zu seinem Zimmer, das direkt daneben lag.

Kirchberg hatte keine Lust, sie womöglich noch zu sehen. Er versuchte, unbemerkt an ihrer Tür vorbeizukommen.

Schon war er an seinem Zimmer, als ihn ein Knarren herumfahren ließ.

Da...

Dunja...

Er taumelte.

Sie mußte aus Nataschas Zimmer gekommen sein. Verlegen lächelnd stand sie im Türrahmen, die Arme vor der Brust gekreuzt. Ihr schwarzes Haar fiel wie ein Schleier über Schultern und Nacken. Wie ein Scherenschnitt zeichnete sich ihr zierlicher, knabenhafter Körper unter dem dünnen Nachthemd ab.

„Endlich!" flüsterte sie. „Ich fürchtete schon, Sie kämen heute nacht überhaupt nicht mehr!"

Marina... Marinas Stimme. Natürlich. Marina war es! Die Ähnlichkeit mit Dunja hatte ihn wieder genarrt.

Wie in aller Welt kam Marina in Nataschas Zimmer — mitten in der Nacht?

„Ich muß mit Ihnen sprechen", sagte Marina leise. „Als ich heute abend hierherkam, war Natascha so freundlich, mich hereinzulassen."

„Wo ist sie jetzt?"

„Sie schläft nebenan in Ihrem Zimmer."

Natascha war es also, die dort bei ihm Licht brennen ließ. Wahrscheinlich wartete auch sie auf ihn. Was mochte zwischen den beiden Frauen gesprochen worden sein, daß Natascha, die eifersüchtige Natascha, anscheinend zur Vertrauten und Helferin geworden war!

Einen Augenblick zögerte er. Sollte er Natascha dazubitten?

„Kommen Sie", flüsterte er dann und tat einen Schritt ins Zimmer. „Erzählen Sie! Wie ist es Ihnen ergangen gestern? Ich denke, Ihre Mutter wollte Sie heute nach Omsk schaffen?" Er zog die Tür hinter sich zu.

„Sie wollte erst die Rückkehr ihres

Fortsetzung auf Seite 40


Das neue Sunil
spürbar -
sichtbar -
fühlbar
besser als je zuvor!
Alle Hausfrauen, die das neue Sunil schon erlebt haben, sind hell begeistert vom strahlenden Weiß. Erproben Sie das neue Sunil, und Sie werden mit Millionen Hausfrauen entdecken:
spürbar frischer! Mit geschlossenen Augen spüren Sie den Unterschied. Der frische Duft beweist es Ihnen: All Ihre Wäsche ist jetzt durchdrungen von duftig-frischer Sauberkeit.
sichtbar reiner! Prüfen Sie kritisch Kragen und Manschetten: Kein Schmutzrand mehr! Keine Spur mehr von hartnäckigen Flecken auf Tischtüchern und Servietten. Selbst vergrautes Nylon wird von Mal zu Mal weißer.
fühlbar weicher! Fühlen Sie! Ihre Frotteetücher werden jetzt wieder weicher, saugfähiger. Alles Rauhe, alles Harte ist gelöst und fortgespült.
das neue Sunil
spürbar - sichtbar - fühlbar besser
S 10/04 F
Das strahlendste Weiß meines Lebens!



Fortsetzung von Seite 38

Mannes abwarten. Heute abend wurde er erwartet. Ich wußte mir nicht anders zu helfen", sagte Marina und kroch wieder in Nataschas Bett, „als von zu Hause fortzugehen . . ."

Ausgerückt war sie also. Lange würde das nicht unbemerkt bleiben. Unwillkürlich sah Kirchberg zur Uhr. Viertel nach zwölf.

„Wann sind Sie dort fort?"

„Kurz nach neun Uhr. Es hat mich bestimmt niemand gesehen. Meine Mutter glaubt, ich hätte mich in meinem Zimmer eingeschlossen, wissen Sie."

„Und einen zweiten Schlüssel für Ihr Zimmer gibt es nicht?"

„Einen zweiten Schlüssel? Warum? Natürlich gibt es einen zweiten Schl . . ." Sie schwieg erschrocken. „Daran habe ich nicht gedacht."

Kirchberg starrte auf das Bett nieder. Das Mädchen hatte die Decke bis zum Kinn hochgezogen.

Er würde sich später immer wieder quälen mit dem Vorwurf, daß er nicht überlegt genug gehandelt hatte in diesem Augenblick. Sicherlich sah er in diesem Moment die ganze Gefahr vor sich: Nach allem, was gestern geschehen war, traute er der angeblichen Dunja Alexandrowna alles zu. Daß sie der Tochter die Miliz bis hierher nachhetzte. Ganz gewiß würde ihr erster Gedanke sein, Marina bei ihm zu suchen.

Aber — alle diese Bedenken schwemmte ein Gedanke weg: Endlich, endlich konnte er mit Marina sprechen, endlich konnte er alles erfahren, was ihm auf dem Herzen lag — woher sie kam, wer die fremde Frau war, warum sich ihr Vater angeblich nur so nannte und ob sie etwas wußte von seiner, der echten Dunja.

Er fuhr aus seinen Gedanken auf, Marina hatte etwas gesagt.

„Bitte?" fragte er.

Sie wiederholte: „Ich sagte, eigentlich brauchen wir uns doch gar keine Sorgen zu machen. Denn . . .", sie zögerte, dann lächelte sie, „. . . haben Sie schon einmal gehört, daß ein Vater bestraft worden wäre, weil er sich nachts mit seiner eigenen Tochter unterhalten hat?"

Kirchberg starrte sie an.

. . . weil er sich nachts mit seiner eigenen Tochter unterhalten hat.

Sekundenlang war er taub, leer, ohne jeden Gedanken.

Meine Tochter.

Gewünscht hatte er es, ersehnt, erträumt.

Nun aber, nachdem Marina seine Hoffnung bestätigt hatte, nun fehlte ihm der Mut zu der klärenden Frage, zu dem letzten entscheidenden Schritt.

Kirchberg weigerte sich einfach, zu glauben, was seine Ohren gehört, was sein Verstand ihm mitgeteilt hatte. Er hatte ganz einfach Angst. Angst vor einem möglichen Irrtum. Angst vor einer neuen Enttäuschung . . . Angst, Angst, Angst.

Zum drittenmal wollte er sich nicht um sein Glück betrogen sehen.

Steif stand er, gerade, unbeweglich wie ein Klotz.

Marinas Blick hing an seinen Lippen.

Vater . . .

Sie hatte es über sich gebracht. Sie hatte sich ihm entdeckt und hatte Vater zu ihm gesagt . . .

Zitternd wartete sie auf seine Reaktion.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er steif. Er hörte sich selbst zu, hörte diese dumme, nüchterne Frage, und er hätte sich ohrfeigen können, weil er spürte, wie falsch er sich benahm.

»O Gott, wahrscheinlich mag er mich nicht«, dachte sie. Und dann: »Vielleicht glaubt er mir nur nicht? Das war es wahrscheinlich! Ich muß ihn überzeugen«, dachte sie. »Ich muß ihm erzählen, woher ich weiß, daß er tatsächlich mein Vater ist.«

Und sie begann, zögernd zuerst, dann freier und sicherer, von der Nacht zu berichten, in der sie Zeuge jenes Gespräches ihrer Eltern geworden war.

„Ich habe keine Lust", hatte Juri Morosow gesagt, *„mir noch einmal die Finger schmutzig zu machen."*

„Willst du hier wie ein hypnotisiertes Kaninchen sitzen und abwarten, bis dieser Kerl uns abschlachtet?" hatte die Frau dagegen gefragt. *„Also ich mach' da nicht mit. Ich nicht!"*

Mit zwei Schritten war Kirchberg bei Marina am Bett. „Wen hat sie damit gemeint? Mich? Hat sie mich gemeint?"

Marina nickte. „Ja. Zuerst wußte ich es auch nicht, aber dann . . ."

Juri Morosow hatte weitergesprochen: *„Vielleicht ist deine Aufregung völlig unnötig? Vielleicht hat er gar nichts gemerkt?"*

„Du kennst doch diese Deutschen!" hatte Marinas Mutter erwidert. *„Gründlich bis zum letzten. Was glaubst du, was passieren würde, wenn Kirchberg jetzt in deiner Haut steckte? Nicht eine Sekunde zögern würde er!"*

Kirchberg unterbrach Marina erregt. „Zögern? Womit? Kind, nun red schon! Was hatten sie vor?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete Marina wahrheitsgemäß. „Darüber haben sie nicht gesprochen, während ich zuhörte."

„Würdest du ihnen zutrauen, daß sie versucht haben, mich — mich um die Ecke zu bringen?"

Marina hob die Schultern. „Als ich von dem Unfall im Zirkus hörte . . . Ich weiß nicht? Daran gedacht habe ich jedenfalls auch schon einmal . . ."

Kirchberg stöhnte. „Wenn das stimmt! Und — und woher weißt du daß ich — ich meine — daß ich dein — dein Vater bin?"

„Von meinen Eltern selbst . . ."

„Solange der Deutsche nicht weiß", so hatte Juri Morosow erklärt, *„daß er Marinas Vater ist, solange brauchen wir auch keine Angst vor ihm zu haben. Und er wird es nie erfahren. Von wem denn? Von dir? Nein. Von mir? Nein. Und die anderen, die es noch wissen, die zählen nicht mehr . . ."*

Kirchberg blieb vor Marina stehen. Wenn Morosow das gesagt hatte . . .

Marina schwieg erschöpft.

Kirchberg erwiderte ihren Blick.

Und mit einemmal, plötzlich stürzte die Mauer aus Mißtrauen und Vorsicht ein, die sie zwischen sich aufgebaut hatten. Wie durch ein Wunder zerfiel sie zu Staub.

Sie hatten einander erkannt. Nichts trennte sie mehr.

Kirchberg suchte ihre Hand.

Sie schloß die Augen.

Und dann weinte sie. Sie weinte vor Glück. Sie verbarg ihren Kopf in den Kissen und weinte.

Kirchberg schluckte gerührt.

Vorsichtig ließ er sich an der Kante des Bettes nieder. „Kind", sagte er rauh. „Ist ja gut. Ist ja alles gut."

Unwillkürlich hatte er deutsch gesprochen.

Marina hörte den Klang der fremden Sprache. Obwohl sie kein Wort verstand, begriff sie doch den Sinn. Tröstlich klang es, herzlich und wohlmeinend.

Wie eine heiße Woge stieg eine unbekannte Zärtlichkeit in ihr auf und riß ihre letzten Hemmungen mit sich fort.

Sie wandte sich Kirchberg zu und entdeckte, daß auch seine Augen verräterisch glänzten.

„Wir sind toll", schluchzte sie,

„heulen, statt uns zu freuen. Dabei will ich soviel wissen von dir."

„Ich auch", entgegnete Kirchberg. „Ich auch."

„Wie soll ich zu dir sagen? Vater? Vater klingt so altmodisch!"

„Sag Peter oder Pjotr zu mir! Das wäre mir auch lieber!" lachte er. „Eine erwachsene Tochter! Daran muß man sich erst langsam gewöhnen."

„Also gut", lächelte sie. „Peter — Peter! Wie das klingt!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf zu sich hinab. „Peter ..."

Sie küßte ihn auf die Stirn, auf die Wangen, links, dann rechts.

„Ich bin froh, daß es dich gibt", sagte sie. „Ohne dich wäre ich verloren. Mutter benimmt sich mir gegenüber wie eine Furie, seit du aufgetaucht bist. Warum? Wieso bekennt sie sich nicht einmal vor mir zu dir?"

Kirchberg schüttelte den Kopf. „Die Frau, die du Mutter nennst, die kenne ich nicht", sagte er langsam. „Deine Mutter war anders. Wie du war sie, wie du." Er erhob sich schwerfällig. „Ich möchte wissen, was sie mit ihr gemacht haben! Umgebracht — wahrscheinlich haben sie deine Mutter umgebracht." Er knurrte. „Weil nur die Toten nicht reden — solange niemand nach ihnen fragt!"

Entsetzt starrte Marina ihren Vater an. „Umgebracht?" flüsterte sie. „Wer?"

„Wir werden es herausfinden!" erwiderte Kirchberg. „Ich werde ..."

Marina hörte ihm nicht mehr zu. Hochaufgereckt saß sie im Bett, die Hände in der Bettdecke verkrampft.

Jetzt hörte auch er es.

Nagelstiefel ...

Draußen, auf dem Flur.

„Hier entlang, meine Herren!" Ognjow! Es war die servile Stimme des alten Hausmeisters.

Nebenan hämmerte es gegen die Tür von Kirchbergs Zimmer. „Gospodin Kirchberg? Aufmachen bitte! Miliz!"

Niemand antwortete.

„Wo ist der Nachschlüssel?"

„Hier!" meldete Ognjow diensteifrig.

Das Schloß schnappte auf.

„Entschuldigen Sie!" sagte eine fremde Stimme. „Ist das hier nicht das Zimmer des Artisten Kirchberg?"

„Allerdings!" Nataschas Stimme klang gereizt. „Er ist nicht hier. Das sehen Sie doch wohl."

„Ja, aber ..."

„Er ist heute morgen — er ist heute verreist. Ich bin seine Partnerin, wenn Sie es wissen wollen."

„Wir suchen nämlich ein junges Mädchen. Spurlos verschwunden! Die Eltern sind außer sich. Und es besteht ein begründeter Verdacht, daß sie hier im Hotel ... Sie kennen sie nicht zufällig? Marina Petrowna Morosowa?"

„Morosowa? Nie gehört!"

„Na ja, dann entschuldigen Sie mal. Sonst könnte sie hier wohl nirgends mehr sein?"

„Nee", bestätigte der Hausverwalter. „Höchstens noch im Zimmer nebenan."

„Nebenan?"

Kirchberg hätte ihn erwürgen können.

„Womöglich in meinem Zimmer? Sie sind wohl verrückt!" protestierte Natascha. „Können Sie mir vielleicht verraten, wie die hätte hereinkommen sollen? Ich denke, Sie halten die Haustür nach Einbruch der Dunkelheit ständig verschlossen, oder etwa nicht?"

„Immer verschlossen", bestätigte der Portier. „Fremde müssen klingeln. Wir sind ein ordentliches Haus."

„Dürfen wir das Zimmer einmal sehen?"

Marina und Kirchberg hatten das Gespräch von nebenan mit immer größerer Erregung gehört. Sie sahen sich an.

In der nächsten Sekunde glitt Marina bereits unter der Decke hervor und kroch unter das Bett.

Kirchberg schaltete das Licht aus.

Bitte umblättern



Fortsetzung von Seite 41

Schon drehte sich der Schlüssel im Schloß.

Die Tür sprang auf.

Kirchberg tat, als wäre er gerade erwacht und im Begriff, auf die Tür zuzugehen. „Was ist denn hier für ein Krach?"

Das Licht einer Taschenlampe blendete ihn.

„He", rief er, „was soll das?"

Die Deckenlampe flammte auf.

„Gospodin Kirchberg?"

„Ja", fragte er, „was ist los? Ich habe mich gerade ein bißchen hingehauen."

Da sah er, daß alles vergeblich sein würde.

Sie hatten einen Schäferhund dabei. Der Hund winselte und zog an der Leine.

„Was hast du?" fragte einer der Milizmänner und ließ ihn los.

Der Hund stürzte zum Bett.

Marina schrie erschrocken auf.

Jetzt war alles verloren.

Der Hund wurde zurückgepfiffen.

Zitternd kroch sie unter dem Bett hervor.

Jetzt erkannte Kirchberg, daß die Milizstreife von Leutnant Nechljudow angeführt wurde, der am Abend zuvor auch das Verhör auf der Milizwache geleitet hatte... Das konnte kein Zufall sein.

Nechljudow, ein eifriger junger Beamter mit schwarzem Haar, fixierte ihn. „Geben Sie zu, mit der Minderjährigen Marina Morosowa in ungesetzlichem Ver..."

„Ich gebe nichts zu!" unterbrach ihn Kirchberg scharf.

„Leider spricht der Augenschein gegen Sie. Die Situation ist eindeutig." Er schnaufte erregt. „Sogar Lippenstiftspuren haben Sie noch im Gesicht."

Kirchberg sah seine Tochter an.

»Es hat keinen Sinn!« sollte dieser Blick sagen.

Resignierend wandte er sich zur Tür. Dort stand Natascha.

„Und mir hat sie erzählt, sie sei deine Tochter!" sagte sie empört.

„Du wirst lachen: Das stimmt sogar!" erwiderte Kirchberg. „Aber meinst du, daß mir das jetzt jemand glaubt?"

„Hören Sie nicht auf den Unsinn!" Die Stimme kam von draußen, vom Gang.

Es war Dunja Alexandrowna...

Sie wartete schon. Auf Marina? Jetzt entdeckte er auch ihr haßverzerrtes Gesicht.

„Leutnant", sagte er, „ich habe eine Frage. Nehmen Sie auch die junge Dame in Haft?"

„Selbstverständlich."

„Dann bin ich beruhigt", sagte Kirchberg und ließ sich abführen.

*

„Sie sind wahnsinnig", flüsterte Direktor Owetschkin und blickte sich unwillkürlich um, ob niemand in der Nähe war, der den ungeheuerlichen Vorwurf mit angehört haben konnte.

Aber der Gang, der zu den Garderoben führte, war Gott sei Dank leer. Nur hinten, an der Treppe, lärmten die Clowns. In zehn Minuten begann ihre Probe in der Manege.

„Ich bleibe dabei", beharrte Anatol, Kirchbergs Assistent. „Kalinowski war's."

Owetschkins kurze, zierliche Hand fuhr wütend vor Anatols Gesicht hin und her. „Nicht so laut, verdammt noch mal", zischte er. „Ich verbiete Ihnen, diesen Namen noch einmal zu erwähnen! Sagen Sie — sagen Sie meinetwegen Herr X. oder was weiß ich, aber sprechen Sie um Himmels willen diesen Namen nicht noch einmal aus..."

Nervös tupfte sich der dicke Owetschkin mit einem geblümten Taschentuch die Stirn. „Los, kommen Sie mit in mein Büro!"

Das hatte ihm noch gefehlt.

Der Anschlag auf Kirchberg... Die überraschende Verhaftung gestern nacht... Blödsinn, natürlich, das Ganze. So einfältig, eine Fünfzehnjährige zu verführen, war Pjotr Kirchberg ganz bestimmt nicht... Aber der Ärger, aber die Aufregung!

Und jetzt das!

Kirchbergs Assistent hatte auf eigene Faust Detektiv gespielt. Systematisch hatte Anatol alle Personen unter die Lupe genommen, die in seinen Augen verdächtig waren, den Anschlag auf seinen Chef vorbereitet zu haben. Und ausgerechnet auf Hussein Kalinowski konzentrierte sich nun sein Verdacht.

„Sind Sie sich klar darüber", Owetschkin verschloß die Tür seines Büros sorgfältig, „wen Sie da verdächtigen?"

„Was ist schon ein Regisseur? Jeder macht das, worauf er gelernt hat. Ich hab' auf Assistent gelernt, und er hat..."

„Ja, ja", wehrte Owetschkin ab. „Das meine ich nicht. Kalinowski", er senkte die Stimme, „war früher der starke Mann des Staatszirkus. Lange vor Ihrer Zeit... 1956 verschwand er plötzlich in der Versenkung. Vor drei Jahren kam er wieder — als Regisseur."

„Er hat jedenfalls den Karabinerhaken angesägt", erklärte Anatol unbeeindruckt. „Er war's. Dieses Schwein! Immer den feinen Mann spielen. Schneideranzüge. Und dann so was, pfui Teufel! Was machen Sie mit ihm?"

„Solange nichts endgültig bewiesen ist...", sagte Owetschkin vorsichtig.

„Nichts bewiesen? Nichts bewiesen, nennen Sie das?" erregte sich Anatol. „Ich habe festgestellt, daß er morgens im Zirkus war, aber daß er verbreitet hat, er sei krank. Das ist Punkt eins. Und dann — Punkt zwei: Ich habe die Säge gefunden. Stahlsäge, deutsches Fabrikat, mit der er's gemacht hat. In seinem Büro. Nichts bewiesen? Was macht denn ein Regisseur mit einer Stahlsäge?"

„Mann, wenn das 'rauskommt, daß Sie in Kalinowskis Büro eingebrochen sind..."

„Sie verraten mich ja nicht?" fragte Anatol treuherzig. „Und wenn, dann sage ich einfach, ich hätte es in Ihrem Auftrag getan. Und das stimmt! »Schauen Sie sich gut um, Anatol!« haben Sie gesagt. Haben Sie das gesagt oder nicht?"

„Ja, ja, schon", räumte Owetschkin ein. „Immerhin besteht zwischen umschauen und einbrechen bei mir noch ein kleiner Unterschied..."

„Anders wäre ich nicht hineingekommen", stellte Anatol sachlich fest.

Owetschkin seufzte. „Mensch, was soll man mit einem so sturen Bock wie Ihnen bloß anfangen? Ich hätte nicht übel Lust, Sie 'rauszuschmeißen. Dann wäre ich mit einem Schlag eine ganze Menge Ärger los."

Im Grunde imponierte ihm der Bursche. Respekt vor nichts und niemand.

Aber sollte man ihm jetzt klarmachen, daß der Verdacht, den er aussprach, völlig haltlos sein mußte?

Hussein Kalinowski war noch zu Stalins Zeiten die graue Eminenz des Staatszirkus gewesen. Er war der Vertrauensmann des Staatssicherheitsdienstes. Niemand sprach es damals aus. Aber alle wußten es oder ahnten es. Als Nikita Chruschtschow mit den Stalinisten aufräumte, hatte Kalinowski auch gehen müssen. Nicht für lange, wie man sah. Gefährlich, sich mit solchen Leuten anzulegen. Und der sollte das Attentat auf Kirchberg durchgeführt haben? Einfach lächerlich. Selbst machte der sich die Hände nicht schmutzig

Die Dreckarbeit hatten noch immer andere für ihn getan. Und schließlich: Warum?

„Vorläufig", raffte sich Owetschkin auf und packte Anatol an den Rockaufschlägen, „halten Sie bitte den Mund. Kein Wort über Ihren Verdacht, verstanden?"

Anatol nickte.

„Wo haben Sie die Stahlsäge jetzt?"

Anatol grinste. „Sicher wie in Abrahams Schoß. Sauber eingepackt. Fingerabdrücke gesichert."

„Sie lesen wohl auch Kriminalromane, was? 'raus mit der Sprache! Wo ist das Ding?"

„Bei den Pavianen, in der Futterkiste."

„Sie sind völlig übergeschnappt."

„Es gibt in diesem Zirkus keinen sichereren Platz. Das dürfen Sie mir glauben, Direktor."

„Holen Sie sie her. Und dann — Mund halten." Er gab Anatol einen freundschaftlichen Klaps. „Ab, ich sehe dich gleich?"

Niedergeschlagen ließ er sich in seinen Schreibtischsessel fallen. Sauerei, das Ganze.

Kalinowski — ausgerechnet Kalinowski. Wenn es nun doch stimmte?

Der hatte noch Beziehungen bis zu den höchsten Dienststellen. Die Burschen hielten doch alle zusammen wie Pech und Schwefel. Krähen, die gegenseitig auf ihre Augen aufpaßten, Gangster, Lumpenpack.

Trotzdem traute er Kalinowski solch eine Lumperei nicht zu. Oben unter der Zirkuskuppel an einem Trapez herumfummeln und einen Karabinerhaken zersägen? Nie, dazu hatte der Mann viel zu große Angst.

Nun, es würde sich herausstellen, ob Anatol mit seinem Verdacht recht hatte. Die Miliz würde es herausfinden.

Owetschkin war schon halb und halb entschlossen, die Miliz in den Fall mit einzubeziehen. Vorher aber gab es Wichtigeres.

Kirchberg brauchte einen Verteidiger. Da gab es nur einen, oder eine vielmehr. Die Fessenkowa.

Er suchte ihre Telefonnummer heraus und rief sie an.

*

„Ich vertraue Ihnen", stellte Olga Fessenkowa fest und erhob sich geschäftig.

Über eine Stunde lang hatte Kirchberg ihr von seinem Verdacht und seinen Vermutungen berichtet.

Die Fessenkowa war Ende vierzig, eine korpulente, energische Frau mit eng anliegendem, von grauen Fäden durchzogenem Haar.

Kirchberg hatte sich geweigert, vor dem Untersuchungsrichter auszusagen, ehe er sich nicht mit einem Verteidiger besprechen könnte. Sie hatten es anscheinend eilig mit der Untersuchung, denn morgen war der 1. Mai — Feiertag. Niemand wollte sich dann gern mit einem Verhör abgeben.

Am späten Vormittag war zu seiner Verblüffung eine Rechtsanwältin in seiner Zelle erschienen.

„Direktor Owetschkin hat mich beauftragt, Ihren Fall zu übernehmen", erklärte Olga Fessenkowa. „Hoffentlich ist er nicht gar so aussichtslos?"

Inzwischen war sie von Kirchbergs Unschuld genauso überzeugt wie er.

„Denken Sie aber bitte nicht, daß Sie das Ihren treuen blauen Augen verdanken", fügte sie mit entwaffnender Offenheit hinzu. „Ich bin seit meiner Studienzeit mit Wladimir Owetschkin befreundet. Ich kenne ihn besser als Sie sich und ich mich selbst. Wenn der für jemand seine Hand ins Feuer legt . . ."

Owetschkin, der gute alte Owetschkin. Freunde wie ihn, die mußte man haben.

„Ich fürchte, man wird mich gleich verhören wollen, sobald Sie gegangen sind", vermutete Kirchberg. „Was soll ich sagen? Die Wahrheit? Dann verwickle ich mich wenigstens nicht in Widersprüchen."

„Ich kann Sie natürlich nicht davon

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 43



abhalten", sagte Olga gleichmütig. „Obwohl ich das für das Dümmste halten würde, was Sie tun können."

Kirchberg schaute verblüfft zu ihr auf.

„Können Sie beweisen, daß Sie der Vater dieser Marina sind? Nun, Sie werden ja so gesprächig? Na, sehen Sie. Nein, Sie können es nicht beweisen, ich kann es nicht. Im Moment kann es niemand. Und was keine Aussicht auf Erfolg hat, das soll man in gerichtlichen Auseinandersetzungen am besten zunächst einmal unterlassen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?"

Kirchberg nickte.

„Sehr gut. Sie sagen also zunächst einmal gar nichts. Sie streiten ab, mit dem Mädchen unerlaubte Beziehungen unterhalten zu haben. Alles andere überlassen Sie bitte mir."

„Wann, meinen Sie, werde ich hier wieder herauskommen?"

Olga Fessenkowa blickte ihn kurz von der Seite an. „Aus der Untersuchungshaft?"

„Ja, oder . . .?" Ihr Blick irritierte ihn.

„Hier kommen Sie heraus", erwiderte Olga und knöpfte die Kostümjacke wieder zu, die sie vorhin geöffnet hatte, um es etwas bequemer zu haben, „sobald Sie rechtskräftig verurteilt sind. Das kann vierzehn Tage dauern oder vier Wochen. Der Himmel weiß das. In welches Gefängnis Sie dann eingeliefert werden, ahne ich natürlich im voraus auch noch nicht."

„Machen Sie keine Witze! Dazu ist die Sache zu ernst."

Olga nahm ihre Aktentasche auf. „Genau darauf wollte ich Sie aufmerksam machen: wie ernst Ihre Situation ist. Im Augenblick halte ich es nämlich, um mich noch einmal unmißverständlich auszudrücken, für völlig ausgeschlossen, daß Sie mit einem blauen Auge davonkommen. Sie werden verurteilt werden, und man wird Sie einsperren."

„Aber — aber ich bin doch unschuldig", stieß Kirchberg hervor.

„Unschuldig ist nur, wer es beweisen kann."

„Ist mir zu hoch", seufzte Kirchberg. „Aber wenn Sie mir vertrauen, dann werde ich es wohl am besten auch bei Ihnen tun."

„Wäre das Vernünftigste", bestätigte Olga und marschierte zur Tür. „Wachmann!"

Sofort drehte sich der Schlüssel im Schloß, und die Zellentür sprang auf.

„Moment", rief Kirchberg. „Ich habe noch eine Bitte an Sie."

„Schießen Sie los."

Herrlich, wie burschikos und unkompliziert sie sich gab.

„Ich möchte gern Marina sprechen."

„Ich werde es versuchen" sagte die Fessenkowa und ging mit raschen, energischen Schritten davon.

Bereits eine Viertelstunde später war sie wieder da.

„Antrag abgelehnt. Man läßt Sie nicht zu Marina. Verdunkelungsgefahr."

„Wo ist sie? Haben Sie sie gesehen?"

„Schauen Sie mal aus dem Fenster."

„Fenster nennen Sie dieses Loch?" Kirchberg trat an das Gitter. Tatsächlich. Dort ging sie.

Die Hände auf dem Rücken, lief sie im Kreis anderer Frauen.

Das düstere Bild der Einsamkeit, der Verlassenheit zwischen hohen Gefängnismauern. So wie man es zuweilen abgebildet sieht. Aber niemals könnte man sich einen Menschen, der einem nahesteht, in dieser Situation vorstellen.

Marina. Seine Tochter. Mitbeschuldigt des Sittlichkeitsverbrechens, mitgefangen, weil eine unbekannte Macht ihn vernichten wollte.

Kirchbergs Herz krampfte sich zusammen. Gefunden und schon wieder verloren. Wie glücklich sie gestern gewesen war.

Jetzt sah sie herauf.

Kirchberg winkte.

Aber sie sah ihn nicht.

Niedergeschlagen wandte er sich ab.

„Sie müssen uns hier herausholen", sagte er. „Hören Sie?"

„Nur nichts überstürzen", erwiderte Olga. „Sie versäumen im Augenblick sowieso nicht viel. Ihre Partnerin wird mit einer anderen fliegenden Nummer in die Provinz auf Tournee gehen."

So schnell ging das. Sofort wurde umdisponiert. Kaum war eine Nummer geplatzt, schon bauten sie die nächste zusammen.

„Aber sie weigert sich, aus Moskau fortzugehen." Olga warf ihm einen schnellen Blick zu. „Sie ist in Sie verliebt, nicht wahr?"

„Kann schon sein", antwortete Kirchberg trotzig. „Was weiß ich?"

„Sie haben mir kein Sterbenswort davon erzählt."

„Halte ich noch immer für unwichtig."

„Was unwichtig oder wichtig ist, das bestimme zunächst einmal ganz allein ich. Haben Sie mich verstanden?"

Und Kirchberg hatte zu Anfang gezweifelt, ob sich eine Rechtsanwältin auch so gut wie ein Mann durchzusetzen vermochte.

„Konnten Sie Anatol sprechen?" lenkte er sofort ein.

„Nein, aber Ihren Chef Owetschkin. Er läßt Ihnen durch mich einen schönen Gruß bestellen. Er habe eine Kommission gebildet, die alle Umstände des Absturzes untersucht. Mit den Verhören sei schon begonnen worden. Der Zirkus gleiche einem Ameisenhaufen. Sobald er etwas herausfinde, bekämen Sie sofort Bescheid."

„Wunderbar", freute sich Kirchberg.

„Und dann hat er noch etwas bestellt: Ohren steifhalten!"

Kirchberg nickte dankbar. „Wird gemacht."

Owetschkin und Olga Fessenkowa. Ganz so hoffnungslos sah sein Fall nun doch nicht aus.

Als die Rechtsanwältin gegangen war, hastete Kirchberg sofort wieder an das Fenster.

Marina war verschwunden.

Er wartete geduldig.

An diesem Nachmittag sah er sie nicht mehr.

Denn kurz nach fünfzehn Uhr holten sie ihn zum ersten Verhör.

*

Es war ein strahlender Tag, dieser 1. Mai. Unbarmherzig knallte eine silberne Sonne auf das weite Rechteck des Roten Platzes. Maiparade vor den Spitzen des Staates.

„Fi-del, Fi-del, Fi-del", schrien die Zehntausende sich heiser. Kubas bärtiger Ministerpräsident schwenkte auf der Ehrentribüne des Lenin-Mausoleums neben Nikita Chruschtschow lachend die Arme.

Staatsanwalt Anastas Leptew starrte gebannt auf die schlanken Leiber der Mittelstreckenraketen, die auf Selbstfahrlafetten schnurgerade ausgerichtet in der Paradeformation mitrollten. Er war mit anderen Parteifunktionären in diesem Jahr auf der Tribüne an der Basiliuskathedrale postiert worden, oben in der letzten Reihe, mit dem besten Blick über den Platz.

Zuerst sah er die Frau gar nicht.

Sie hatte ein paar Reihen unter ihm gestanden. Jetzt drängte sie sich an seinen Nachbarn vorbei und legte lächelnd die Hand auf seinen Arm.

Leptew fuhr herum.

„Ich habe Sie hoffentlich nicht erschreckt?" Sie lächelte gewinnend. „Mein Name ist Morosowa. Ich sah Sie zufällig hier stehen, und da dachte ich, die Gelegenheit ist günstig, ein kleines Anliegen vorzutragen." Ihr Lächeln verstärkte sich.

„Bitte?" fragte Anastas Leptew reserviert.

„Sie werden mich nicht kennen. Ich bin Jekaterina, Theaterkritikerin beim »Abendblatt«."

„Hm", Leptew deutete eine Verbeugung an. „Ich bin ein Bewunderer Ihrer Feder."

„Sie schmeicheln mir", erwiderte Dunja Morosowa ungerührt. „Dafür kennen Sie aber meinen Mann um so besser. Leider ist er heute nicht hier. Juri Morosow . . ."

„Morosow? Morosow? Tut mir leid, gnädige Frau", sagte Staatsanwalt Anastas Leptew und verschränkte nervös seine schmalen, feingliedrigen Hände. „Vielleicht können Sie mir einen Hinweis geben, wo ich Ihren Gatten kennengelernt haben soll?"

Seine randlose Brille blitzte bei jeder Bewegung seines Kopfes. Nicht eine Sekunde standen seine Augen hinter den Gläsern still.

Einen schmalen, ungewöhnlich langen Schädel hatte er. Fast übergangslos wuchs er aus dem Rumpf heraus.

Morosow? Wo, verdammt noch einmal, hatte er diesen Namen schon einmal gehört?

„Vielleicht sagt Ihnen der Name Tscherski mehr?" sagte Dunja Alexandrowna beiläufig.

Leptew erblaßte.

Jetzt war es also soweit.

Vor diesem Tag hatte er sich seit damals gefürchtet.

Morosow! Natürlich, Morosow hieß damals der Kommandant jenes Straflagers, in dem er, der Politoffizier Leptew, den Gefangenen Tscherski erschossen hatte. Jenen Tscherski, der heute als ein Märtyrer der Stalinzeit galt. Niemand wußte mehr davon, daß er es getan hatte. Er hatte es vertuschen können. Niemand — außer Morosow.

Leptew hatte immer gehofft, daß sie ihn bei einer der späteren Säuberungen liquidiert hätten.

Aber nun lebte er doch noch. Solche Leute überlebten immer, überall. Und er hatte ihn in der Hand.

Gerade jetzt, da alles für immer vergessen schien.

Leptews Gesicht verlor jede Spur von Verbindlichkeit.

„Bitte, was wollen Sie?" fragte er heiser.

„Vorgestern ist ein Artist von der Miliz verhaftet worden", begann Dunja Alexandrowna. „Ein Deutscher, Peter Kirchberg, ein Kriegsverbrecher, den man leider zu früh begnadigt hat. Dieser Mann hat sich an einer Minderjährigen vergriffen. An meiner Tochter, falls Sie es interessiert. Man hat die beiden in flagranti überrascht."

„Hm?" machte Leptew.

„Ich möchte nichts weiter, als daß man den Kerl hart, aber gerecht bestraft. Können Sie den Prozeß nicht an sich ziehen?"

Anastas Leptew ließ langsam die Luft aus. »Schwein gehabt«, dachte er hinter der undurchdringlichen Maske seines Gesichtes. Nichts würde leichter als das sein.

Er verkniff die Lippen. „Schwierig, Genossin Morosowa", sagte er und bewegte den Kopf. „Schwierig, aber ich werde natürlich sofort alles tun."

„Ich wußte, daß ich mich auf Sie verlassen kann", sagte Dunja Alexandrowna. Sie wußte, daß sie das konnte. Der Staatsanwalt würde tun müssen, was sie wollte. Peter Kirchbergs Schicksal war so gut wie besiegelt.

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

Auch das ist Deutschland

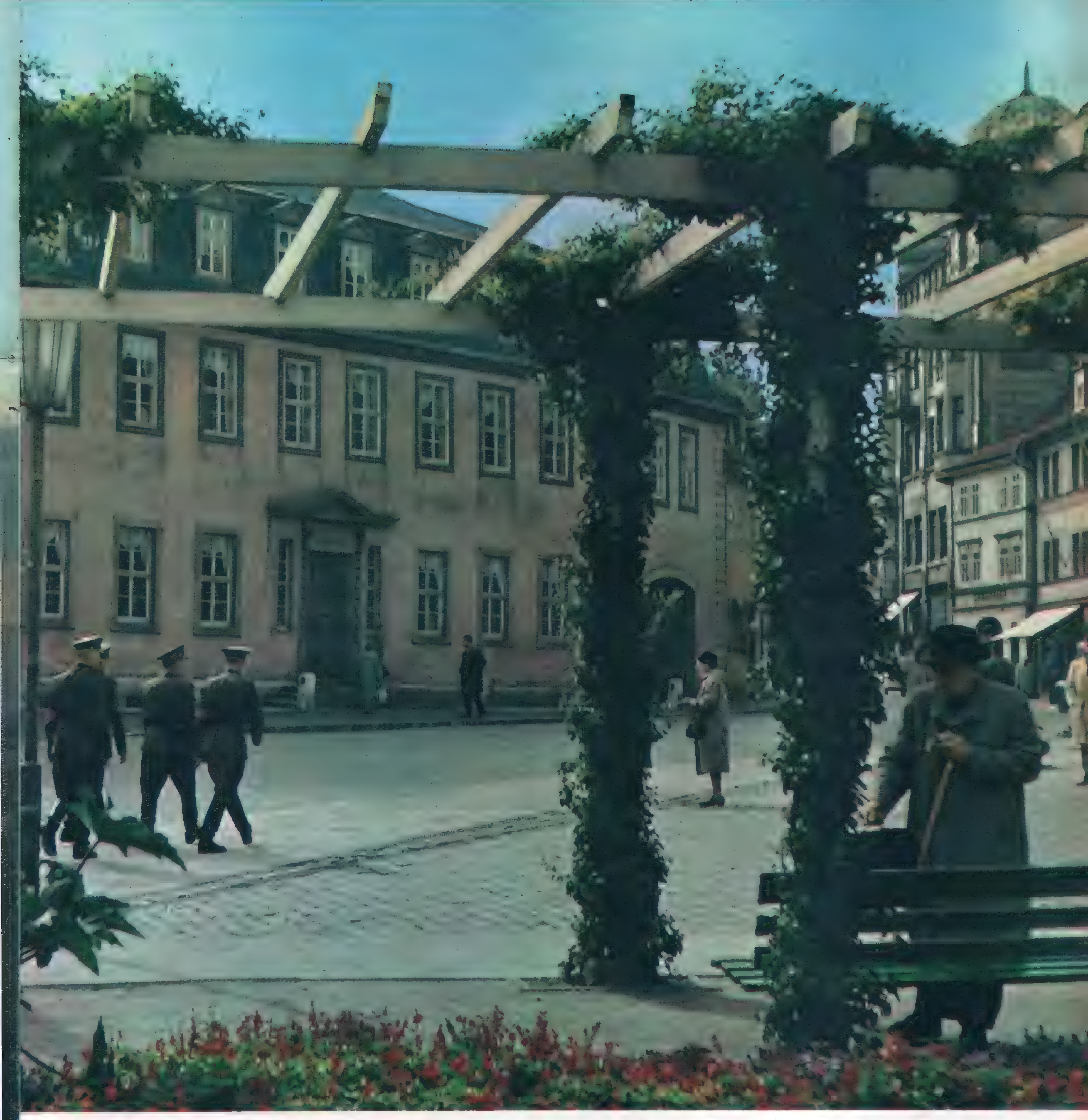
Weimar



Seite an Seite: Goethe und Schiller. So verschieden die beiden Dichter auch waren, an Bedeutung standen sie doch auf gleicher Stufe. So zeigt sie auch das von Ernst Rietschel geschaffene Denkmal vor dem Deutschen Nationaltheater in Weimar (links: Goethe, rechts: Schiller).

BUNTE EXKLUSIV

Residenz der

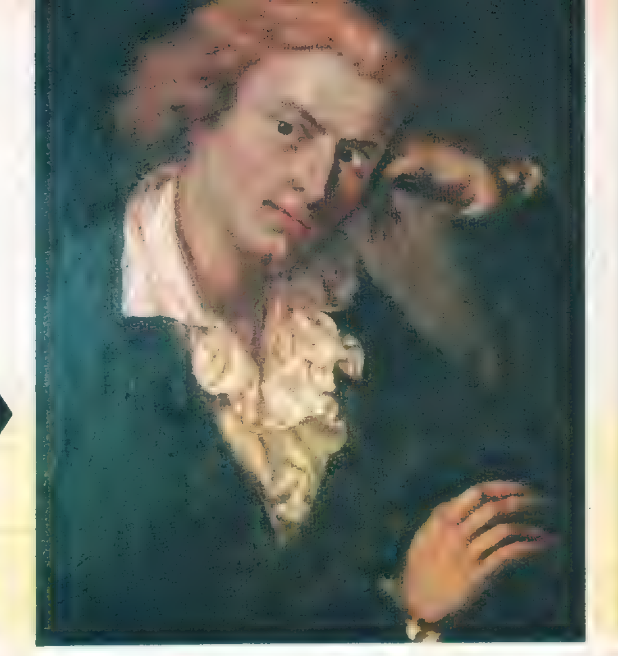


Zentrum des geistigen Lebens war im Deutschland des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts die kleine Stadt Weimar. Sie war Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, zählte aber nur 6000 Einwohner. Herzog Carl August verstand es, die bedeutendsten Dichter der Zeit an seinen Hof zu ziehen: 1772 kam Wieland, 1775 Goethe, 1776 Herder, 1787 Schiller. Herzog Carl August hatte seinem Minister und persönlichen Freund Goethe ein stattliches Bürgerhaus am Frauenplan (oben) geschenkt. Ursprünglich war es ein barocker Bau, aber 1792 ließ ihn der Dichter klassizistisch umbauen. Das Haus ist mit seiner Einrichtung fast genauso erhalten, wie es Goethe bis zu seinem Tod 1832 bewohnt hat. Jährlich besuchen Tausende diese Gedenkstätte klassischer deutscher Kultur, unter ihnen auch viele Soldaten der Roten Armee.

Dichterfürsten

FOTOS: ALFRED STROBEL
TEXTE: HERBERT BRENDA, PETER CAMBITZER

In Weimar fand Schiller ein Heim



Endlich ein eigenes Haus konnte sich Schiller 1802 in Weimar leisten, wohin er 1799 auf Betreiben seines Freundes Goethe gezogen war. Einen Teil des Geldes dafür mußte er allerdings leihen. Das Haus an der Esplanade mit den zwei Etagen und dem ausgebauten Dachgeschoß bot Platz genug für Schillers Familie, vor allem aber sicherte es dem Dichter ein ungestörtes Arbeiten. Die Freude, das neue Haus beziehen zu können, wurde durch einen harten Verlust getrübt: Am Tag des Umzugs, am 29. April 1802, starb Schillers Mutter. Heute ist das Schillerhaus Museum und ein beliebtes Motiv für Maler.

Ein Feuerkopf war der Schwabe Friedrich Schiller zeit seines Lebens. Ein revolutionärer Geist, der für die Freiheit kämpfte. Und ein Moralist, der den Zeitgenossen einen unbestechlichen Spiegel vorhielt. Anton Graff malte den 26jährigen Dichter. Er hat es verstanden, das temperamentvolle Wesen, die klare Vernunft und den kritischen Sinn Friedrich Schillers gut zum Ausdruck zu bringen.



für seine letzten Lebensjahre

Das letzte Manuskript, das Schiller schrieb, liegt auf dem Schreibtisch im Arbeitszimmer. Es ist der Monolog Marfas aus dem Drama „Demetrius". Über der Arbeit an diesem Werk brach Schiller zusammen, das Drama blieb unvollendet. Auf dem Schreibtisch stehen noch die kleinen Gegenstände, die er bei der Arbeit benutzte. Die Uhr ist auf 5 Uhr 36 eingestellt, in dieser Minute am 9. Mai 1805 ist Friedrich Schiller gestorben.

Nebeneinander: Arbeitstisch und Sterbebett. Nur drei Jahre hatte Schiller in seinem Weimarer Heim noch zu leben. Dann zog der Tod den Schlußstrich unter das Werk des 45jährigen Dichters. Am Schreibtisch (rechts) waren in diesen letzten Jahren „Die Braut von Messina" und „Wilhelm Tell" entstanden. Goethe hatte oft den Fleiß seines Freundes bewundert: „Er stand nicht eher vom Platz auf, bis der »Tell« fertig war."

Dichter, Staatsmann und Forscher. Das war Goethe in einer Person, und das kommt auch in dem Gemälde, das Josef Karl Stieler für König Ludwig I. von Bayern malte, überzeugend zum Ausdruck. Es zeigt Goethes vornehme Haltung, den kritisch prüfenden Blick, die selbstbewußte Miene.

Der Lieblingsort Goethes: das Gartenhaus im Park an der Ilm





„Übermütig sieht's nicht aus, dieses kleine Gartenhaus; allen, die sich drin genährt, ward ein guter Mut beschert." Mit diesem Vierzeiler besang Goethe sein Gartenhaus im Park an der Ilm, in dem er vom April 1776 bis Mai 1782 wohnte, das aber auch nach seinem Umzug in das große Haus am Frauenplan sein liebster Arbeitsort blieb. Hier fand er die Ruhe, die er zum Schaffen brauchte. Und hier hatte er die Schönheit der Natur um sich, aus deren Anblick er immer wieder neue Kraft gewann. Den prächtigen Park hatte er selbst in jahrzehntelanger liebevoller Arbeit in englischem Stil angelegt. In diesem Park begegnete ihm 1778 zum erstenmal das Mädchen, das seine Lebensgefährtin werden sollte: Christiane Vulpius. Seine Gefühle von damals spiegeln sich in den „Römischen Elegien" wider. Als unsere Reporter in Weimar waren, war das Gartenhaus eingerüstet und wurde renoviert.

Weimar: Im Herzen Deutschlands und im Herzen der Deutschen. Die kleine Stadt an der Ilm war um 1800 unbestritten Deutschlands geistige Metropole. Und bis heute ist sie die klassische Stätte deutscher Kultur geblieben. Immer noch spricht man vom „Geist von Weimar" und zitiert ihn besonders gern als Gegensatz zum „Geist von Potsdam". Die vielen Gedenkstätten und Kulturinstitute in der ruhigen Stadt mit ihren rund 70 000 Einwohnern halten die Erinnerung an die große Vergangenheit lebendig. Unser Bild zeigt links den Marktbrunnen mit der Neptunfigur und in der Mitte den älteren Teil der herzoglichen Residenz mit dem alten Tor und dem von einer barocken Haube gekrönten Schloßturm.

In Goethes Haus am Frauenplan

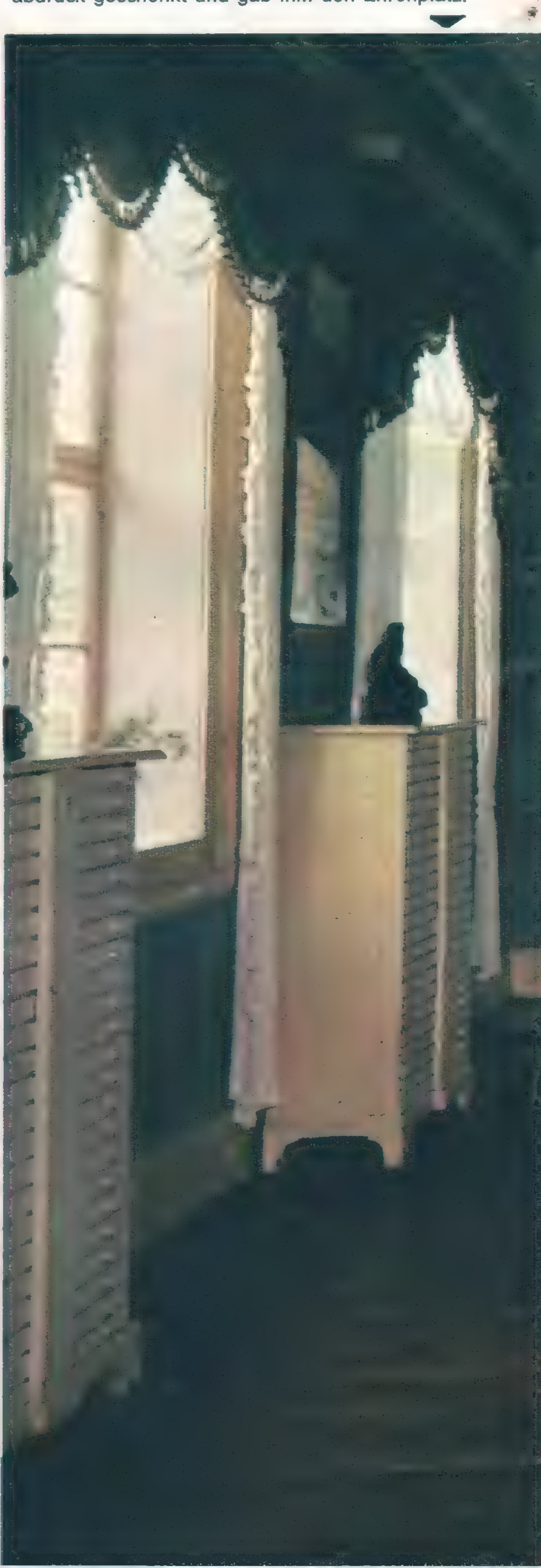


Ein Ärgernis für die Weimarer Gesellschaft war die Verbindung der hochgeachteten Exzellenz Johann Wolfgang von Goethe mit der einfachen Mamsell Christiane Vulpius. Doch Goethe kümmerte das wenig. 1792 ließ er sie mit dem dreijährigen Sohn August malen. Und 1806 führte er Christiane, Gefährtin seit 18 Jahren, zur Trauung.

Fünftausend Bände stehen in den Regalen der Bibliothek im Haus am Frauenplan. Goethe besaß alle wichtigen Werke der Weltliteratur und hatte zudem eine Menge wissenschaftlicher Schriften gesammelt. Daß er seine Bücher sehr oft zur Hand nahm, beweisen die Randbemerkungen, die fast in allen Bänden zu finden sind.

Das Arbeitszimmer des Dichters ist mit allen Möbeln und selbst den kleinsten Gegenständen so erhalten, wie Goethe es zuletzt benutzt hat. Dieser Raum mit seiner bescheidenen Einrichtung, den Fenstern ohne Gardinen und den Wänden ohne Bilder war ganz der Arbeit vorbehalten und nur engsten Vertrauten zugänglich.

Der Prachtsalon: das Junozimmer. Er diente als Empfangsraum und Musikzimmer, seinen Namen bekam er nach dem Gipsabdruck einer Kolossalbüste der Göttin Juno. Dieses „erhabene, einzige Götterbild" hatte Goethe in Rom gesehen und war hingerissen. 1823 bekam er den Gipsabdruck geschenkt und gab ihm den Ehrenplatz.







Die Natur vor Augen wollte Goethe auch beim Arbeiten haben, weil in ihr „Gott noch fortwährend wirksam ist wie am ersten Tag". Deshalb ließ er sich sein Arbeitszimmer auf der Rückseite des Hauses am Frauenplan einrichten, wo die Fenster hinausgehen zum Garten mit den Dahlien um den Ahornbaum.



Hier erlosch ein großes Leben. In seinem Lehnstuhl neben dem Bett starb Goethe am 22. März 1832. Kein Todeskampf war vorausgegangen. Am Morgen hatte er gebeten, die Läden zu öffnen, damit mehr Licht hereinkomme. Es waren seine letzten Worte. Um halb zwölf Uhr mittags hauchte der 82jährige sein Leben aus. Der Philosoph Schelling drückte aus, was die ganze Geisteswelt bei der Todesnachricht empfand: „Deutschland war in aller Schwäche groß, reich und mächtig von Geist, solange Goethe lebte."



Geistesfürsten in der Fürstengruft. In der Familiengrabstätte der Weimarer Herzöge stehen nebeneinander die Eichensarkophage Goethes und Schillers, immer mit Kränzen und Blumen geschmückt. Schon zu Lebzeiten hatte Goethe den Wunsch geäußert, er möchte einmal neben dem Dichterfreund zur letzten Ruhe gebettet werden. Schiller war am 12. Mai 1805 im Kassengewölbe auf dem alten Friedhof der St.-Jakobs-Kirche bestattet worden. Erst am 16. Dezember 1827 wurden seine Gebeine in die Fürstengruft übergeführt.

Über allen Gipfeln ist Ruh', in allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch. Die Vögel schweigen im Walde. Warte nur: Balde ruhest du auch. – Hoch auf dem Kickelhahn, wo der Blick weit über den Thüringer Wald schweift, ist dieses unsterbliche Gedicht, eines der schönsten in deutscher Sprache, in die Tür einer Schutzhütte eingeschnitten. Der junge Goethe, in seinen ersten Weimarer Jahren über die Jlmenauer Höhen wandernd, war von einem Gewitter überrascht worden. Nach diesem Naturerlebnis war sein Gedicht entstanden.

Im nächsten Heft der BUNTEN: Leipzig und



Eisenach – Heimat Johann Sebastian Bachs

SIE UND ER

Fabiola, 35, Königin von Belgien, begleitete ihren Gatten, König Baudouin, zum erstenmal zu den Gedenkfeierlichkeiten anläßlich des Waffenstillstandstages 1918. Anschließend an die Schweigeminute (unser Bild) begab sich die Königin zu den Veteranen und unterhielt sich längere Zeit mit ihnen, bevor das Herrscherpaar in einem offenen Wagen die Front der Truppen abfuhr. Die Geste der Königin wurde von den Anwesenden mit Beifall begrüßt.





Hirohito, 62, Kaiser von Japan, erhielt wegen der ansteigenden Lebenskosten in seinem Land zu seinem etwa 640 000-Mark-Jahresgehalt jetzt eine Teuerungszulage von 24 000 Mark. Diese Bezüge muß er allerdings nach einem bestimmten Schlüssel mit der Kaiserin und den Prinzen Akihito und Yoschi teilen. Repräsentationskosten sind darin nicht inbegriffen. So baut die japanische Regierung für kaiserliche Empfänge jetzt einen neuen Palast, dessen Kostenvoranschlag sich auf den Gegenwert von 8 500 000 Mark beläuft.

Elizabeth Taylor, 31, Abwechslungsreiche, begeisterte mit ihrem Bild auf dem Umschlag des Albums mit den Platten der Cleopatra-Melodien so viele Amerikaner, daß ihre Verehrerpost allein aus diesem Grunde fast um das Doppelte stieg. Doch jene Briefschreiber, die mehr von den Körperformen als von dem Antlitz eingenommen waren, müßten sich eigentlich an eine junge Empfangsdame bei der Music Corporation of America namens Lois Bennet wenden, deren Figur man für dieses Bild mit Liz' Gesichtszügen kombiniert hatte.

Alan B. Shepard, 32, erster in den Weltraum vorgedrungener amerikanischer Astronaut, erwarb gemeinsam mit zwei Geschäftsleuten die Aktienmajorität der Nationalbank von Baytown (Texas). Seine vorgesetzte Behörde hatte gegen die nur seine Freizeit berührende Verwandlung in einen Bankdirektor nichts einzuwenden, aber von seiten seiner Raumfahrtkollegen nimmt das Hänseln kein Ende. So fand er in dem Aufriß seines nächsten Raumschiffes den Standort eines Fernschreibers eingezeichnet, der ihm auf der Fahrt die neuen Börsenkurse übermitteln soll.

Jacqueline McKeever, 25, Broadwaystar, kam nach Australien, um die Hauptrolle in dem Musical „Camelot" zu spielen. Am Sydneyer Flughafen gab es Schwierigkeiten, da Jacqueline mangels Impfschein nicht beweisen konnte, daß sie gegen Pocken geimpft ist. Der Gesundheitskommissar schlug vor: „Ist doch ganz einfach. Zeigen Sie uns einfach Ihre Impfpocken, und alles ist in Ordnung!" Doch das wies Jacqueline entrüstet zurück. Sie würde sich erst einem Arzt gegenüber dazu bereit erklären. Schließlich brachte ihr der Kommissar ein Dokument, aus dem seine ärztliche Qualifikation hervorging, und Jacqueline zog sich mit ihm in ein Nebenzimmer zurück. Dort kam der Grund für ihre Verschämtheit zutage: Ihre Impfpocken trägt sie auf der Hüfte.

Douglas MacArthur, 83, amerikanischer Weltkriegsgeneral, der den Wunsch geäußert hatte, in Norfolk (Virginia), der Heimatstadt seiner Mutter, begraben zu werden, hörte, daß die Einwohner mit einem Kostenaufwand von fast 600 000 Dollar ein altes Gerichtsgebäude in eine Kombination von Mausoleum und Museum umbauten, und bemerkte: „So eilig brauchten die es nicht zu haben!"

Geraldine Chaplin, 17, Charlys Tochter, erzählte einem Schweizer Reporter, der ständige Zuwachs von Geschwistern, deren jüngstes gerade ein Jahr alt ist, habe ihr immer Freude gemacht. Das häusliche Leben in Vevey leide nur insofern unter einem kleinen Handikap, daß sie sich jedesmal beim Nachhausekommen nicht recht traue, die Mutter zu fragen, was es Neues gäbe.





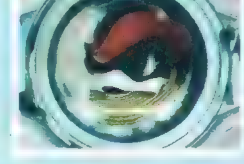
Ingrid Krämer, 22, Olympiasiegerin im Turmspringen, heiratete in Dresden den 23jährigen Studenten Hein Engel. Hein ist ebenfalls aktiver Sportler, nämlich Gewichtheber. Unser Bild zeigt das frischgebackene Ehepaar zusammen mit Sportfunktionären nach der Trauung in der Tiergartenstraße in Dresden.

◀ **Peter Ustinov,** 42, Schauspieler und Autor, sollte in dieser Aufmachung in einer Szene des neuen Jules-Dassin-Films „Topkapi" zu sehen sein. Ustinov spielt in dem Streifen einen Gangster, der in das Museum von Istanbul eindringen will und — um nach dem Raub besser fliehen zu können — ein Seil unter seiner Kleidung verbirgt. Dassin hat sich bereit erklärt, Bilder wie diese herauszuschneiden, da Ustinov ihn davon überzeugt hat, die amerikanische Zensur würde kein Verständnis für einen solchen Striptease haben.

Dash wäscht so weiß,
daß sich die Wäsche sehen lassen kann!

Warum?
Dash ist schaumreguliert!





FALSCH:

Zuviel Schaum behindert die Waschaktion und macht das Spülen schwierig. Ergebnis? Die Wäsche ist nicht so weiß, wie sie sein könnte.

RICHTIG:

Bei Dash stimmt der Schaum. Jetzt ist die Waschaktion gründlich – und auch das Spülen leicht. Ergebnis: Wunderbar weiße Wäsche!

Dash wäscht herrlich weiß – so weiß, daß sich die Wäsche sehen lassen kann. Warum?

Dash ist schaumreguliert und hilft damit Ihrer Waschmaschine ihr Bestes zu geben. Deshalb gibt Dash Ihrer Wäsche ein Weiß, das Sie nie mehr missen mögen – ein Weiß, das richtig auffällt – kurz:

Dash wäscht so weiß, daß sich Ihre Wäsche sehen lassen kann!







NEU! **Schaumreguliert für jede Waschmaschine!**



Ärztlich überwachter Versuch mit 100 Personen beweist:

in 2 Monaten 23 Pfund abgenommen!
in 2 Monaten 18 Pfund abgenommen!
in 1 Monat 12 Pfund abgenommen!

Außergewöhnliche Erfolge!

Auszug aus Protokollen der ärztl. überwachten Versuchsreihe bei 100 Personen mit dem Präparat „schlank-schlank":

Fall 1: Versuchsperson A. G., 64jährige Frau, 168 cm groß, 84 kg schwer. Sie hat bereits verschiedene Präparate erprobt . . . Sie will und kann keine Diät halten. Gesamtgewichtsabnahme nach 2 Monaten: 19 Pfund 100 g. Auffallend gesteigertes Wohlbefinden . . .

Fall 2: Versuchsperson H. L., 22 Jahre alt, weiblich, 170 cm groß, 74 kg schwer. Fettansatz an Hüfte und Oberschenkel. Sie ist sehr skeptisch gegen Schlankheitskuren, befolgt aber genau die Anordnung. Angeordnet wurde eine leichte Diät. Nach 3 Wochen hat die Versuchsperson bereits 4100 g abgenommen, der Hüftumfang erscheint merklich verkleinert. Nach 2 Monaten wurde insgesamt eine Gewichtsabnahme von 17 Pfund 300 g erzielt.

Fall 3: Versuchsperson K. H., Kosmetikerin, 44 Jahre alt, Größe 167 cm, Gewicht 76 kg. Fettansatz in der Bauchregion. Nimmt nur jeden zweiten Tag „schlank-schlank". In einem Monat insgesamt eine Gewichtsabnahme von 12 Pfund 400 g.

Fall 4: Versuchsperson H. M., Hausfrau, 54 Jahre alt, Größe 164 cm, Gewicht 78 kg. Gewichtsabnahme in 3 Monaten: 22 Pfund 300 g. Das allgemeine Wohlbefinden ist sehr gut.

Fall 5: Versuchsperson M. R., 48 Jahre alt, 86 kg schwer, 169 cm groß. Versuchsperson ißt sehr gern, Bauchgegend sehr adipös (verfettet), hat sehr wenig Bewegung durch einen sitzenden Beruf. Es wurden für die Kur keinerlei Diätvorschriften angeordnet. Nach 2 Monaten insgesamt eine Gewichtsabnahme von 22 Pfund 400 g.



Weil du mich schlank sehen möchtest . . . Ja, froh und glücklich das Leben genießen — dank „schlank-schlank"!

Die große Chance für alle, die schlank werden wollen!

Hier ist eine erfolgreiche, prompt wirkende Methode, Ihr lästiges Übergewicht ohne gesundheitliche Schäden schonend und wirkungsvoll abzubauen und Ihr Wohlbefinden zu steigern. „schlank-schlank" ist ein hochwirksames Schlankheitspräparat für moderne Menschen, die vernünftig denken, die einfach nicht die Zeit haben, Experimente und komplizierte Diätkuren zu machen oder die sich nicht den Gefahren einer „Hungerkur" aussetzen möchten — für Leute, die kräftig und gut essen müssen, weil sie etwas leisten im Leben und im Beruf! Nehmen Sie einfach am Abend ein bis zwei Dragées „schlank-schlank"! Schon nach kurzer Zeit können Sie dann Ihren Erfolg mit Bandmaß und Waage kontrollieren.



Das sagt die Wissenschaft:

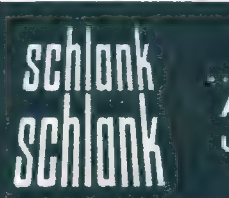
In der Zeitschrift „Der praktische Arzt" Nr. 143 vom 15. April 1959 berichtet Dr. med. Josef Gürtler über die sensationellen Ergebnisse eines Versuches mit Apotheker Dieffenbachs „schlank-schlank" mit 100 an Fettleibigkeit leidenden Personen:

Verblüffende Erfolge

„Der Monatsdurchschnitt der Gewichtsabnahme lag bei folgenden Werten: Erste Gruppe 7 Pfund 300 g, zweite Gruppe (mit leichter Diät) 11 Pfund . . . Bereits nach einer Zeit von etwa einer Woche Erhöhung des allgemeinen Wohlbefindens. Bei keiner der Versuchspersonen wurde während eines Zeitraumes von drei Monaten irgendeine unangenehme Nebenerscheinung beobachtet."



Besorgen Sie sich noch heute Ihre Packung Apotheker Dieffenbachs „schlank-schlank" bei Ihrem Apotheker oder in der Drogerie! Sie bekommen dort auch eine hochinteressante Informationsschrift über „schlank-schlank" mit wichtigen Einzelheiten über Erfolge bei einem ärztlichen Versuch. Wenn Sie keine Zeit verlieren wollen, dann können Sie den **Informationsscheck** zum kostenlosen Bezug dieser wichtigen Schrift über „schlank-schlank" benutzen — das wäre eine gute Idee! Schneiden Sie den Informationsscheck einfach aus, kleben Sie ihn auf eine Postkarte oder stecken Sie ihn in ein Kuvert und schicken Sie ihn uns zu. Aber vergessen Sie bitte nicht Ihren deutlich lesbaren Absender, möglichst in Blockschrift!



. . . nur beim Apotheker und in der Drogerie

Schlanke haben immer die größeren Chancen — überall im Leben. Es lohnt sich deshalb, etwas für Ihre Gesundheit, für Ihre schlanke Linie zu tun.

Geschichten die das Leben schreibt

Auch Lilo fand das Glück

„Immer muß ich abseits stehen. Alle sind so fröhlich - nur mit mir will sich niemand abgeben."

„Lilo, wir mögen dich gerne, aber du weißt ja wie Männer sind - du müßtest eben etwas für deine schlanke Linie tun."





Informationsscheck

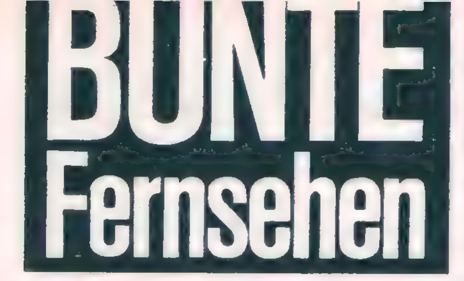
Gegen Einsendung dieses Schecks erhalte ich völlig

kostenlos und unverbindlich

die hochinteressante, ausführliche Informationsschrift über „schlank-schlank" und Probe in neutralem Umschlag postwendend zugeschickt. Scheck ausschneiden, auf eine Postkarte kleben und mit deutlichem Absender (Blockschrift) absenden an:

Pharmawerk Schmiden GmbH
Informationsstelle S 33/101,
Schmiden bei Stuttgart.

Lesezirkelleser bitten wir, den Informationsscheck nicht auszuschneiden, sondern auf einer Postkarte zu schreiben.



Programm vom 4. Dezember bis 11. Dezember 1963

Mittwoch, 4. Dezember

17.00 Die kleine Hexe
Eine Bildergeschichte – erzählt von Annelore Kunze (Kinderstunde)

17.25 Der verlorene Hut
Marionettenspiel von H. W. Knobloch (Kinderstunde)

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

Regionalprogramm

München: 18.35 Meine drei Söhne. **Frankfurt:** 18.15 Paul Wegener. 19.20 Spuren. **Hamburg/Bremen:** 18.15 Im Zeitraffer. 19.19 Treffpunkt New York. **Saar:** 18.25 Shannon klärt auf. 19.10 Im Land der Tiere. **Berlin:** 16.25 Anwalt der Gerechtigkeit. 18.35 Paradies nur für Touristen. **Stuttgart/Baden-Baden:** 18.15 Anwalt der Gerechtigkeit. 19.15 Abenteuer im Lehnstuhl. **Köln:** 19.20 Aber meine Herrschaften. 19.45 Sendung und Echo.

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Das Glück läuft hinterher
Fernsehspiel von Horst Lommer
Musik: Hans Martin Majewski
Regie: Peter Beauvais
Wie in seinem Fernsehspiel „Schönes Wochenende", das der Norddeutsche Rundfunk Ende des vergangenen Jahres zeigte, beschreibt Horst Lommer auch in seinem neuen Fernsehspiel „Das Glück läuft hinterher" einen kleinen Kreis von Alltagsmenschen und ihre Erlebnisse.

Europa im Detail:
21.45 St-Cyr
Ein Bericht von Heinz Huber

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Bericht vom II. Vatikanischen Konzil
Kommentator: Mario Galli

Zweites Programm

18.30 Nachrichten
Anschließend: **Aus Bund und Ländern**

18.45 Das Licht in der Nacht
Ein Scherenschnittfilm

19.00 Kennst du den Rhein?
Von Nimwegen bis Rotterdam

19.30 Heute

20.00 Der Sportspiegel
„Zwischen Plus und Minus"
Olympiastars trainieren für Innsbruck

20.30 Die verkaufte Revolution
Castros Verrat an Kuba

Heute abend Dick Powell
21.15 Eine Ladung Tomaten
Fernsehfilm v. Richard Alan Simmons
Mit Peter Falk
Inger Stevens
und anderen

22.00 Nachrichten

Donnerstag, 5. Dezember

17.00 Die Geschichte von den Schweinchen
(Kinderstunde)

17.15 Erzählen – spielen – basteln
Eine Sendung mit Erika

17.40 Lassie
(Kinderstunde / Wiederholung)

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

Regionalprogramm

München: 18.35 Das gibt es nur in Rom. **Frankfurt:** 19.20 Nachsitzen für Erwachsene. **Hamburg/Bremen:** 18.15 Studio. 19.19 Die Schwindlerinnen. **Saar:** 18.25 Mario. 19.10 Aus aller Welt. **Berlin:** 16.25 Im letzten Augenblick. 18.35 Mädchen von Paris. **Stuttgart/Baden-Baden:** 18.15 Das Südwestmagazin. 19.15 Die 6 Siebeng'scheiten. **Köln:** 19.20 Anwalt der Gerechtigkeit. 19.45 St. Nikolaus in Amsterdam.

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

Das größte Theater der Welt:
20.15 Einer unter Ihnen
Fernsehspiel von Diego Fabbri
Deutsch von Heinz Riedt
Regie: Klaus Wagner



21.45 Ein Musiker in unserer Zeit
Werner Egk und sein Werk

22.30 Tagesschau – Wetter

Zweites Programm

18.30 Nachrichten
Anschließend: **Aus Bund und Ländern**

18.45 Tips für Autofahrer
Schnee und Eis auf der Straße

Das kleine Fernsehspiel
19.00 Tobins Handlinien

19.30 Heute

20.00 Waren Sie schon in London?
Ein Weltstadtbummel mit Peter Frankenfeld
Regie: Rolf von Sydow

21.00 Blickpunkt
Unsere Korrespondenten berichten

Meine Sünden – deine Sünden
21.30 Der Fall Bacchus
Ein heiteres Ermittlungsverfahren gegen den Alkohol
Von Gustav Kampendonk und Dieter Bove
Regie: Rudolf Nussgruber

22.00 Nachrichten

Freitag, 6. Dezember

17.00 Was willst du werden?
Hochseefischer

17.20 Jazz in Hüllen (Jugendstunde)

17.35 Jugend diskutiert über aktuelle Politik

18.05 Vorschau auf das Nachmittagsprogramm der kommenden Woche

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

Regionalprogramm

München: 18.35 Geheimauftrag für John Drake. **Frankfurt:** 18.15 Tiere der Alpen. 19.20 Kommissar Freytag. **Hamburg/Bremen:** 18.15 Im Zeitraffer. 19.19 Drei Kumpane. **Saar:** 18.25 Fritz Dikaros, der Flieger. 19.10 Guten Appetit! **Berlin:** 16.25 Abenteuer auf gefahrvollen Wegen. 18.35 Die Fahrkarte. **Stuttgart/Baden-Baden:** 18.15 Über Berg und Tal. 19.15 Geheimakte RC 21. **Köln:** 19.20 Humboldtschule. 19.45 Im Land der Tiere.

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Bericht aus Bonn

20.30 Hallo, Nachbarn!
Televisionen eines Untertanen
Präsentiert von Richard Münch
Mitarbeiter: Detlev Brewster, Heinz Dunkhase, Wolfgang Ebert, Christian Ferber, Wolfgang Gruner, Eckart Hachfeld, Jo Herbst, Hicks, F. K. Kelling, Karl Heinz Loges, Rudolf Lorenzen, Henri Regnier, Gerhard Riedel, Wolfgang Schwade, Rolf Ulrich und andere

21.15 Weltspiegel
Auslandskorrespondenten berichten

21.45 Tagesschau – Wetter

22.00 Ausscheidungsspiel für die deutsche Eishockey-Olympiamannschaft: Bundesrepublik – Ostzone
Sprecher: Sammy Drechsel
Aufzeichnung vom gleichen Abend aus Füssen

Zweites Programm

18.30 Nachrichten
Anschließend: **Aus Bund und Ländern**

18.45 Kurz notiert . . .
Für Haus und Haushalt

19.00 Mein unmöglicher Engel
Eine heitere Fernsehgeschichte um ein junges Ehepaar

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Die Sportinformation

20.15 Heute Schlagermarkt
Eine bunte musikalische Palette
Von Rolf G. Gebhard
Regie: Kurt Ulrich

21.15 Darüber muß gesprochen werden
„Zuviel Blech am Straßenrand"
Untersuchungen und Vorschläge
Von Karlheinz Rudolph

22.00 Nachrichten

22.05 Vorschau

Samstag, 7. Dezember

14.30 Wir lernen Englisch (36.)

14.45 Spielend leicht

15.15 Herr Hofrat war verhindert

16.00 Letzte Paradiese der Tierwelt

16.30 Ausgerechnet Tatsachen

16.45 Hand aufs Herz

17.15 Das Rasthaus

18.00 Evangelischer Vespergottesdienst

Regionalprogramm

München: 18.35 Bewährungshelfer Berger. **Frankfurt:** 18.30 Meine drei Söhne. 19.20 Testflug. **Hamburg/Bremen:** 18.30 Sprung aus den Wolken. 19.10 Die aktuelle Schaubude. **Saar:** 18.30 Laubenpieper. 19.10 Lieder aus der Gartenlaube. **Berlin:** 13.00 Zu Gast bei unseren Gästen: Großbritannien. 18.35 Sprung aus den Wolken. **Stuttgart/Baden-Baden:** 18.30 Nachwuchs aus Europa. **Köln:** 19.20 Deutschlands klingendes Porträt. 19.45 Haben Sie das erwartet?

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Waidmannsheil
Von Richard Bars und Georg Okonkowski
Mit Willy Millowitsch
Eine Übertragung aus dem „Millowitsch-Theater" in Köln

22.00 Tagesschau – Wetter
Anschließend: **Das Wort zum Sonntag**
Es spricht Altbischof D. Wilhelm Stählin, Rimsting am Chiemsee

22.15 Berichte von den Bundesligaspielen

22.40 Schwurgericht der Toten
Spielfilm
Mit Tony Wright, Lee Patterson, Michael Horder und anderen

Zweites Programm

17.30 Vorschau

18.00 Wenn das Öl ins Dorf kommt
Notizen zur deutschen Erdölförderung
Von Norbert Stumm

18.30 Nachrichten
Anschließend: **Aus Bund und Ländern**

18.45 Wie fertig ist ein Fertighaus?
Keine Angst vor Holz

19.00 Ihr Star: Loretta Young
In „Verzicht einer Mutter"

19.30 Heute

20.00 Der Mann, der die Millionen fand
(Toute la ville accuse)
Französischer Spielfilm
Regie: Claude Boissol

21.20 Der Kommentar
Professor Dr. Thomas Ellwein

21.30 Das aktuelle Sportstudio

23.00 Nachrichten



Ciro
der neue Geschmack
frisch und voll aromatisch...
Cir
Der neue Geschmack
FILTER 21 CIGARETTEN
Ciro
FILTER
Ciro
frisch und voll aromatisch
Haben Sie die neue Ciro schon probiert? Das ist der neue Geschmack – so frisch und voll aromatisch. Noch die letzte am Abend schmeckt so gut wie die erste am Morgen!
Ciro – der neue frische Hauch im Rauch
12 Stück
DM 1,–
21 Stück
DM 1,75
CI-33

Sonntag, 8. Dezember

11.00 Die Vorschau

11.30 Südsee ohne Illusionen
Ein Filmbericht über die evangelische Missionsarbeit in Neuguinea

12.00 Der Internationale Frühschoppen

12.45 Wochenspiegel

13.15 Magazin der Woche
Eine Regionalumschau

14.30 Wir lernen Englisch
36. Lektion: „Walter plays football"

14.45 Der kleine, dicke Ritter
Ein Film mit der „Augsburger Puppenkiste" (Kinderstunde)

15.15 Die Kinder von Mara-Mara
Ein Abenteuerfilm

16.40 Die Roggendorfs
Porträt einer ungewöhnlichen Familie
Ein Filmbericht (Wiederholung)

17.10 Bitte recht freundlich
Kriminalkomödie von Allan Moore

Die Reporter der Windrose berichten

18.00 Fünf vor zwölf in Mozambique

18.30 Die Sportschau

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Nun singet und seid froh
Adventsingen der Knabenschola der St.-Hedwig-Kathedrale Berlin

20.25 Geliebt in Rom
Fernsehspiel von Jürgen Gütt

Personen:
Umberto . . . . Stefan Schnabel
Frau Belleoni . . . . Paula Denk
Anna . . . . Ingrid Andree
Robert . . . . Robert Graf
Hauptmann Konze . . . . . Peter Paul
Oberleutnant Breuer . Alexander Hegarth
Leutnant Strettner . . . . Michael Hinz
Feldwebel Schulze . . . . Siegurd Fitzek
Oberleutnant Kellermann . . . Albert Hehn
Erster Soldat . Hans Michael Kretschmer
Zweiter Soldat . . . . . . Franz Keck

Regie: Paul Verhoeven

22.15 Schlußbericht über die 2. Session des Vatikanischen Konzils

22.45 Nachrichten – Wetter

22.50 Spätausgabe der Sportschau

Zweites Programm

18.30 Adventsingen
Aus der Kirche „Zum Heilsbronnen" in Berlin-Schöneberg
Es singt der Hugo-Distler-Chor
Leitung: Klaus Fischer-Dieskau

18.50 Sportnachrichten

19.00 Der Indianerbischof
Unterwegs in den Reservaten des Hungers
Ein Dokumentarbericht

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage
Sportberichte um 19.40

. . . und heute ins Theater

20.00 Penthesilea
Tragödie von Heinrich von Kleist
Eine Aufführung aus dem „Großen Haus" der Städtischen Bühnen in Frankfurt am Main

21.45 Nachrichten

Montag, 9. Dezember

17.00 Kleine Welt – Handtasche
Heitere Beobachtungen im Alltag
Ein Filmfeuilleton

17.20 200 Jahre Berliner Porzellan
Ein Bericht über die Staatliche Porzellanmanufaktur
Mit Hilde von Hollander

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

Regionalprogramm

München: 18.35 Abenteuer im Lehnstuhl. **Frankfurt:** 18.15 Sommerlicher Winter. 19.20 Die Zeitungsstaffette. **Hamburg/Bremen:** 18.15 Die Sportschau der Nordschau. 19.19 Hafenpolizei. **Saar:** 18.25 Flimmer-Telebox. 19.10 5 Minuten für Jazzfreunde. **Berlin:** 16.25 Japan zwischen gestern und heute. 18.35 Shannon klärt auf. **Stuttgart/Baden-Baden:** 18.15 Heute abend neu. 19.15 Sprung aus den Wolken. **Köln:** 19.20 Besuch in Tokio. 19.45 Florian.

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Report
Filmberichte zu Nachrichten von gestern und morgen

21.00 Nur kein Unsinn
Dorus, der Clown mit Herz
und sein holländisches Ensemble
Regie: Ernst Schmucker

21.45 Stille Rekorde
Seltenheiten und Kuriositäten aus der Welt des Sports

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Wie weit macht Meinungsbefragung Meinung?
Eine Diskussion mit Meinungsforschern, Politikern und Fernsehverantwortlichen
Unter der Leitung von Professor Dr. Eugen Kogon

Zweites Programm

18.30 Nachrichten
Anschließend: **Aus Bund und Ländern**

18.45 Der Weihnachtsmann kommt
Zeichentrickfilm

19.00 Streifenwagen 2150
Autobahnpolizei im Einsatz
Kriminalfilm

19.30 Heute

20.00 Tagebuch
Aus der evangelischen Welt

20.15 Nils Holgersson lebt ohne Risiko
Schwedische Jugend heute
Filmbericht

21.00 Die Barrings
Ein deutscher Spielfilm
mit Paul Hartmann, Lil Dagover, Dieter Borsche, Heinz Hilpert, Olga Tschechowa, Nadja Tiller, Ida Wüst, Jan Hendriks, Ernst von Klippstein und anderen
Regie: Rolf Thiele

22.40 Nachrichten

Dienstag, 10. Dezember

16.00 Verleihung des Friedensnobelpreises
Eine Eurovisionssendung des Norwegischen Fernsehens / NRK

16.30 Feierliche Überreichung der Nobelpreise
Eine Eurovisionssendung des Schwedischen Fernsehens / SRT

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

Regionalprogramm

München: 18.35 Die Laubenpieper. **Frankfurt:** 18.15 Die Uhr . . . 19.20 Das gibt es nur in Rom. **Hamburg/Bremen:** 18.15 Im Zeitraffer. 19.19 Fernöstlicher Bilderbogen. **Saar:** 18.25 Funkstreife. 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts. **Berlin:** 18.35 Abenteuer im Lehnstuhl. **Stuttgart/Baden-Baden:** 18.15 Abenteuer unter Wasser. 19.15 Fallen, Schlingen, Pfeile. **Köln:** 19.20 Nachsitzen für Erwachsene. 19.45 Wir bauen uns ein Haus.

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Pariser Journal

21.00 Die Frau des Bäckers
Von Marcel Pagnol

Personen:
Aimable . . . . Jochen Brockmann
Aurélie . . . . Louise Martini
Marquis . . . . Richard Häußler
Pfarrer . . . . Ernst Ronnecker
Lehrer . . . . Günther Tabor
Casimir . . . . Herbert Weißbach
Tonin . . . . Otto Braml
Barnabé . . . . Günter Glaser
Maillefer . . . . Arthur Wiesner
Petugue . . . . Helmut Heyne
Arsène . . . . Arthur Binder
Papet . . . . Manfred Schäffer
Miette . . . . Eva Bubat
Céleste . . . . Charlotte Ritter
Angèle . . . . Emmy Burg
Hermine . . . . Jutta K. Böttner
Dominique . . . . . Hinrich Rehwinkel
Esprit . . . . Andreas Schürenberg
Szenenbild: H. U. Thormann
Regie: Pierre Léon

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Sportübertragung

Zweites Programm

18.30 Nachrichten
Anschließend: **Aus Bund und Ländern**

18.45 Unterm Lampenschirm
Die Ferienreise

19.00 Kreuz und quer durch die Welt
Im Lande der Flamingos

19.30 Heute

20.00 Der Sportspiegel
„Start ins Ungewisse"
Im Freiballon über die Schweizer Alpen
Anschließend: **Autotest**
Eine Sendung von Rainer Günzler und Joachim Springer

20.30 Schmuck aus schwarzen Koffern
Bericht über die Gold- und Diamantenwelle in der Bundesrepublik
Von Sybill Tünnermann

21.15 theater in ulm – klein geschrieben
Eine Dokumentation von Reinhart Holl

22.15 Nachrichten

Mittwoch, 11. Dezember

Aus dem Bücherschrank geholt:

17.00 Alessandro Manzoni: „Die Verlobten"
(Jugendstunde)

17.50 Winterliche Impressionen
(Jugendstunde)

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

Regionalprogramm

München: 18.35 Geheimakte RC 21. **Frankfurt:** 18.15 Impresario gesucht. 19.20 Geheimauftrag für John Drake. **Hamburg/Bremen:** 18.15 Es geht ums Geld. 19.19 Shannon klärt auf. **Saar:** 18.25 Meine drei Söhne. 19.10 Postkarte genügt. **Berlin:** 16.25 Wohin mich meine Brettl tragen (1). 18.35 Humboldtschule. **Stuttgart/Baden-Baden:** 18.15 Peru – Menschen zwischen Eis und Wüste. 19.15 Kapitäne der Landstraße. **Köln:** 19.20 Denis – Lausbubengeschichte.

Erstes Programm

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Ein Platz für Tiere
Mit Professor Dr. Bernhard Grzimek

21.00 Zwietracht unter roten Fahnen
Zerfall des Weltkommunismus
Aus der Reihe „Diesseits und jenseits der Zonengrenze"

21.45 Sportübertragung

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Edvard Munch
Eine Zeit in der Hölle
(Zum 100. Geburtstag des großen Norwegers)
Eine Studie von Paul Thiery zu Selbstbildnissen von Edvard Munch mit Texten von Arthur Rimbaud

Zweites Programm

18.30 Nachrichten
Anschließend: **Aus Bund und Ländern**

18.45 Wunder des Meeres
So leben Schalentiere

19.00 Privatdetektiv Harry Holl
Es geschah im Nebel
Kriminalfilm

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Bezaubernde Mama
Fernsehspiel nach einer Komödie von Pierre Bürki
Musik: Joachim Ludwig
Regie: Rudolf Jugert

21.30 Zur Person: Edward Teller
Eine Sendung von Günter Gaus

22.15 Nachrichten



FIRST LADY

Die abenteuerliche Karriere einer jungen Deutschen in Amerika. Von Alexa Kelly

Der Negerpastor Dr. David King stand auf. In seine Augen trat der Glanz fanatischen Willens. „Ich brauche Erfolg, Mister Parret, genau wie Sie, und ich brauche einen Verbündeten im Kampf für die Rechte meiner Leute.“ Sekundenlang war es völlig still. Dann sagte Parret: „Mein Wort, ich werde Sie unterstützen . . .“

Flitterwochen in Venedig! Senator Mike Parret und seine junge Frau Carol schwimmen auf einer Woge des Glücks. Sie wohnen im Palast von Mikes Kusine May, einer liebenswert-liebesverrückten Amerikanerin, die schon vor Jahren dem Zauber Venedigs verfallen und einfach nicht mehr nach Amerika zurückgekehrt ist. Manchmal ertappt sich Carol bei dem Wunsch, Mike und sie könnten es May gleichtun. Venedig! Wie fern ist da Amerika, wo auf den geliebten Mann ein harter Wahlkampf um den Posten des Gouverneurs von North Seymour wartet. Wie fern, zum wohligen Vergessen fern, ist das alles: der aufreibende Alltag, die politischen und persönlichen Intrigen, Mikes feindseliger Bruder Bob, der hemdsärmelige Sekretär Roy Richards und June Lafitte, die schöne, reiche June, die es nicht verwinden kann, daß Mike ihr einen Korb gegeben hat. „Ach, könnten wir immer in Venedig bleiben", seufzt Carol und macht sich glauben, daß dieser Wunschtraum wahr werden könnte. Wenn Mike sie wirklich liebte. Doch da kommt das Telegramm aus Seymour City, und Carol beginnt, um ihr Glück zu fürchten . . .

Während Mike das Telegramm aufriß, war sie noch ganz ruhig.

„Es ist von Roy", sagte Mike.

Die Mittagssonne stand vor den hohen Fenstern und zauberte die Illusion eines Frühlingstages.

„Ja?" sagte Carol. „Wie geht es ihm?"

„Er will, daß ich zurückkomme."

„Er will? — Er wird sich wundern!" Sie lachte wie ein Kind über einen gelungenen Streich. Nächste Woche würden sie weiter nach dem Süden fahren. Sie würden Rom entdecken. Carol war noch nie in Rom gewesen.

Mike schob die Papiere zusammen und warf sie auf den Tisch. Er war froh, daß sie es so aufgenommen hatte, daß sie lachte. Aber er hatte jetzt Angst, diese Fröhlichkeit zu zerstören.

„Wir sollten erst nach den Wahlen nach Rom fahren", sagte er leichthin. „Jetzt kann es sein, daß wir wochenlang Pech mit dem Wetter haben . . ."

„Du willst zurück?"

„Nicht ich. Wir. Wir wollen zurück. Wir beide", sagte er ernst. „Ich habe einen Beruf, Carol. Ich kann nicht plötzlich alles hängenlassen."

Nicht der Geliebte sprach so, nicht der Gefährte dieser letzten Tage und Wochen, die außerhalb von Zeit und Wirklichkeit lagen: Mike Parret, ihr Mann. Sie würde ihm folgen, das war klar. Aber folgen, das hieß Abschied von einer Zeit, die niemals wiederkehren würde, das hieß Rückkehr in ein Land, das niemals ihr Land werden würde, jetzt weniger als je zuvor. Das hieß Termine, Trennung, Kampf, Geld, Rivalität.

Er hatte davon gesprochen, für immer hierzubleiben. Er hatte es nicht ernst gemeint. Natürlich nicht.

„Du hast Geld", sagte sie schwach, „du brauchst doch das alles nicht . . ." Sie schämte sich. Sie hatte niemals von seinem Reichtum gesprochen. Aber dieser Reichtum bedeutete Unabhängigkeit. Mußte sie ihn erst daran erinnern?

„Du weißt, daß es nicht darum geht", sagte er abweisend. „Alles, was ich besitze, kommt von meinem Vater. Von Bob. Ich bin ein Mann. Ich war immer dafür, selbst etwas zu tun . . . Kennst du mich so wenig, Carol?"

Sie kannte den Mann, den sie kennen wollte. Sie brauchte nichts von ihm, sie brauchte ihn selbst. So, wie er war. Er hatte sie mißverstanden.

Es klopfte und May kam herein. Sie trug einen Morgenmantel und um das Haar eine Leinenbinde. Sie war von ihrem Schminktisch aufgestanden und hatte offensichtlich Lust, sich zu unterhalten.

„Was treibt ihr heute?" rief sie noch unter der Tür. Als sie Carol sah, runzelte sie die Stirn. „Es ist verboten, in diesem Haus andere Tränen als solche aus Liebeskummer zu vergießen", sagte sie. „Und dafür ist es bei euch zu früh."

Sie schloß Carol in die Arme und lächelte Mike zu. „Carol ist die schönste Frau in Venedig. Außer mir. Warum heult sie also?"

„Er will zurück nach Amerika", sagte Carol.

„Pfui Teufel!" sagte May ehrlich.

„Ich bitte dich, May. Mach sie nicht auch noch verrückt." Mit nervösen Fingern steckte Mike sich eine Zigarette an.

„Ich soll seit zwanzig Jahren zurück nach Amerika", seufzte May. Sie zog ein Stück Mull aus ihrem Bademantel und fuhr damit Carol über die Augen. „Als das Telegramm kam, war ich so alt wie sie. Damals war ich mit Giorgio hier. Er hat es einfach nicht erlaubt. Er riß das Telegramm in Stücke und warf die Schnipsel in den Canal Grande. Das Kuvert ist noch da. Du kannst es sehen . . ."

„Und was war mit Giorgio?" Carol schnupfte die Tränen durch die Nase hoch. Sie unterdrückte ein Lächeln.

„Er hat drei Monate später seinen Abschiedsbrief in jenes Kuvert gesteckt. Wahrscheinlich hat er nichts anderes gefunden. Es war ein wunderschöner Brief . . ."

Carol machte sich frei. Sie nahm Mike die Zigarette aus der Hand und tat einen tiefen Zug. Es war eine Bitte um Nachsicht.

„Es gibt einen anderen Weg", meinte May. „Carol bleibt bei mir, bis du mit deinem Kram drüben fertig bist. Zwei Monate übernehme ich Garantie, dann gebe ich sie an die Venezianer frei . . ."

„Sie kommt mit", bestimmte Mike. Er goß Rotwein aus einer Karaffe und füllte drei Gläser. Er war verstimmt, weil er fühlte, daß Carol im Grunde recht hatte, und weil er May beneidete. „Sie kommt mit. Schließlich ist sie meine Frau."

„Er ist Amerikaner", sagte May. „Und das ist hoffnungslos . . ."

*

Sie fuhren nicht nach Oak Reek, wie Carol eigentlich gehofft hatte, sondern gleich nach Seymour City, wo Mikes Sekretär Roy Richards sie erwartete.

Es hatte viel geregnet. In den Straßen lag ein schmutziggrauer Brei, und von den Dächern und den paar kahlen Bäumen tropfte das Wasser.

In der Halle trat ihnen Mikes Mutter entgegen. Sie wirkte bleich trotz des vollendeten Make-up und, so schien es Carol, seltsam verändert. Sie war älter geworden in den zwei Monaten. Sie drückte Carol an ihr Herz, und Carol wurde es warm über diesen zärtlichen Empfang. Sie hatte die alte Dame liebgewonnen — die Herzogin war die erste, die sich damals zu „der Deutschen" bekannt hatte. Und sie hatte es nachdrücklich jedem gezeigt, Carol wußte, daß sie das nie vergessen würde.

Vielleicht war es doch gut, wieder hier zu sein . . .

Nach dem Abendessen verlangte Richards Mike zu sprechen.

„Unter vier Augen?" versuchte Mike zu scherzen.

Roy blieb ernst. „Vielleicht ist es gut, wenn deine Frau von Anfang an erfährt, womit du dich herumzuschlagen hast", sagte er trocken.

„Und das wäre?"

„Ein Zwischenfall, den wir nicht geplant hatten: Der Regierungsauftrag für die neuen Flugzeuge war binnen zweier Monate abgelaufen. Schließlich wurden die Verträge ausbezahlt und abgebrochen. Planungsumstellung. Hat nichts weiter zu bedeuten. Sollte man meinen. Aber die Parret-Werke mußten Arbeiter entlassen. Dreihundertundvierundfünfzig. Alles Farbige natürlich . . ."

„Wieso »natürlich«?" fragte Carol.

Roy runzelte die Stirn. Er schien ihre Frage nicht zu begreifen.

„Und weiter?" fragte Mike.

„Weiter? Paß auf: Sie bekamen ih-

Bitte umblättern



Fortsetzung von Seite 63

ren Lohn und wurden nach Hause geschickt. Am nächsten Tag liefen sie David King ins Haus und verlangten ihn zu sprechen."

„David King?"

„Ja. Dr. David King. Ein schwarzer Pastor. Intelligent und gefährlich. Einer der geschicktesten Negerführer. Er vertritt ihre Interessen und berät sie in Situationen wie dieser. Er bringt zur Zeit die ganzen Neger auf Vordermann. Sie schwören auf ihn."

„Warum erfahre ich das heute erst?" sagte Mike aufgebracht.

„Ich habe Telegramme geschickt. Ich habe mit halb Europa Ferngespräche geführt. Deine Adresse geruhtest du erst vor acht Tagen mitzuteilen", sagte Roy laut.

„Und sie haben randaliert?" Es lag Hoffnung in Mikes Stimme.

Roy schüttelte den Kopf. „Das wäre einfach gewesen. Man hätte sie einsperren können. Aber sie versuchten's diesmal auf die sanfte Tour. Sie sprachen mit King, und der hat sie erst mal beruhigt. Dann aber stellte er eine Delegation zusammen und wünscht einige Auskünfte."

„Von Bob?"

„Nicht von Bob. Von dir. Sie wollen wissen, warum nur schwarze Arbeiter entlassen wurden. Sie wollen wissen, ob sie dich wählen können. Und sie wählen dich nur, wenn du einiges für sie tust..."

„Wann werden sie hier sein?" fragte Mike.

„Morgen um zehn", sagte Roy. „Ich habe sie lange genug hingehalten..."

*

Als Mike seinen Platz am Schreibtisch verließ, um den drei Besuchern die Hand zu reichen, schlug das Unbehagen, das er vor dieser Begegnung empfand, in Überraschung um.

„Pastor King", sagte Mike warm, „ich freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind!"

King blieb ernst. Mit einem kurzen Nicken nahm er die dargebotene Hand, stellte seine Begleiter vor: Sam Knight, einen vierschrötigen Riesen, Vorarbeiter, zuletzt bei den Parret-Werken, und Doc Lincoln Summerset, einen mageren alten Arzt aus dem Negerviertel, mit zu weitem Hemdkragen und weißer Haarkrause. Sie setzten sich, nur Knight zögerte und öffnete zuerst den Reißverschluß seiner seidenglänzenden Windbluse bis zur Brusthöhe.

„Mein Sekretär", begann Mike, „hat mir nach meiner Rückkehr von den bedauerlichen Vorfällen in der Fabrik erzählt. Es tut mir leid, Dr. King, das können Sie mir glauben."

„Sie waren in Europa, Mr. Parret", sagte King höflich. „Sie waren nicht hier. Die Entlassung der Arbeiter ist auch nicht der Grund meines Besuches — sie ist nur der Anlaß. Wenn ich zu Ihnen spreche, so sehe ich nicht den Miterben der Parret-Werke in Ihnen, sondern den möglichen künftigen Gouverneur. Die Wahlen sind in drei Wochen..."

„Und ich sehe in Ihnen den Vertreter meiner künftigen Wähler." Mike lächelte leicht.

„Möglicherweise. David Robson ist nicht nur Ihr politischer Gegner — er ist auch der unsere. Wir machen uns keine Illusionen über ihn." Er zögerte: „Ich setze meine Hoffnung auf Sie, Sir. Aber ehe ich meinen Freunden rate, muß ich wissen, daß ich mich nicht irre..."

„Ihr Vertrauen verpflichtet mich!" Mike verbarg seine leichte Unsicherheit hinter einer Redensart. Er bat King um den Vortrag seines Programms.

Der Riese Knight quittierte Mikes Worte mit einem stolzen Lächeln. Das Gesicht des Pastors blieb unbewegt.

FIRST LADY

Die Probleme, um die es gehe, fuhr Dr. King fort, seien weder neu noch auf Seymour City beschränkt. Im langsamen Prozeß des Abbaues der Rassentrennung sei ein Stadium erreicht, in dem staatliche Maßnahmen nicht mehr genügten. Die Regierung habe Ämter, Verwaltung und Schulen dem Neger geöffnet. Jetzt gehe es um die Gleichstellung im privaten Bereich. Das bedeutet Gleichberechtigung in der Wahl von Wohnvierteln, bei der Vergebung von Arbeitsplätzen. Das berühre nicht nur die Geschäfts- und Personalpolitik der Firmen, sondern auch die Haltung der Gewerkschaften. Und hier im Süden auch die Politik der örtlichen Verwaltung ...

Der alte Doc Summerset fuhr mit dem Finger in die Kluft zwischen seinem faltigen Hals und dem ausgefransten Kragen. „Kennen Sie den Appell des Erzbischofs von Washington an die Öffentlichkeit, Mister Parret?" fragte er feierlich.

„Ich erinnere mich", sagte Mike vage. Er hatte einen Augenblick das peinliche Gefühl, vor dem Prüfungsausschuß seines Colleges zu sitzen.

„Der Erzbischof", fuhr der alte Mann fort, „sagte: Jeder Arbeitsplatz muß für jeden offen sein, der ihn ausfüllen kann — und die Tür eines jeden Hauses für unsere Brüder und Schwestern in Christus ..."

Sam Knight nickte. Er hatte bisher nicht einmal den Mund aufgetan, und er würde es auch nicht tun. Auf seiner Stirn standen dicke Schweißtropfen.

„Das ist ein gutes Wort", sagte Mike, „und es sagt genau, was ich meine. Glauben Sie, daß ich ganz Ihrer Ansicht bin, meine Herren ..."

„Das genügt nicht." Dr. King entblößte eine Reihe blendender Zähne. „Sie verlangen sehr viel von mir." Zum erstenmal kämpfte Mike gegen ein Gefühl der Unterlegenheit. „Ich stehe am Anfang meiner Arbeit. Und ich stehe in vielem allein ..."

„Ich auch", sagte der Pastor.

Mike sah ihn fragend an.

Dr. King stand auf. In seine Augen trat der Glanz fanatischen Willens. „Ich stehe allein in der Mitte zwischen zwei entgegengesetzten Kräften: der Gleichgültigkeit der Getretenen und der haßerfüllten Bitterkeit der Rebellen. Ich stehe allein bei dem Versuch, zu überzeugen, daß weder Furcht noch Gewalt uns unserem Ziel näher bringt. Ich brauche Erfolg — genau wie Sie. Und ich brauche einen Verbündeten in der Macht ..."

Sekundenlang war es völlig still. Sam Knight starrte mit feuchten Kinderaugen auf seinen Pastor. Mike war sicher, daß er den Sinn seiner Worte nur halb begriffen hatte. Der alte Doc sah mit schiefgeneigtem Kopf auf seine Schuhe hinab.

Mike reichte Dr. King die Hand. „Mein Wort haben Sie", sagte er. Seine Hochachtung diesem Mann gegenüber war stärker als sein Verständnis. „Ich werde Sie unterstützen, soweit ich dazu in der Lage bin ..."

*

Am Nachmittag des gleichen Tages betraten Mike und Richards ein Fernsehstudio, das Bob Parret zur Herstellung von Werbe- und Propagandakurzfilmen gemietet hatte.

Ein junger, unbekannter Regisseur, Anhänger der Parret-Politik, der sich kostenlos zur Verfügung gestellt hatte, gab Anweisungen für die Innendekoration, die eine kleine Werkstatt darstellte. Eimer und Werkzeug lagen herum. Die Attrappe eines Automobils, das sie einer Musikshow abgekauft hatten, stand mit offenen Türen aufgebockt. Es sah alles sehr echt aus. In der Ecke lehnte ein Berufsschauspieler im Monteurkittel, der den Arbeiter zu spielen hatte.

Der Regisseur trat neben Mike und tupfte mit einem Handtuch über sein Gesicht. „Also, wollen wir mal?" fragte er munter.

Die Scheinwerfer tauchten die kleine Szene in brütende Hitze. Ein Summton brachte den Kameramann in Bewegung. Der Schauspieler nahm seinen Schraubenzieher zur Hand und kroch unter das Auto.

Parret trat auf.

„Hallo", sagte er, „mein Name ist Mike Parret. Ich bewerbe mich um den Posten des Gouverneurs. Haben Sie ein wenig Zeit? Ich möchte gern von Ihnen wissen, was Sie von einer neuen Regierung unseres Bundesstaates erwarten ..."

Die Bildmischerin in ihrem Glaskasten straffte den Oberkörper. „Er sieht aus wie Cary Grant", sagte sie zu Richards.

Auf der Szene erschien das strahlende, ölverschmierte Gesicht des Schauspielers. „Hallo, Mister Parret", sagte er in leichtem Dialekt, „ich habe noch niemals erlebt, daß sich jemand wie Sie für meine Meinung interessiert ..."

Die Kamera fuhr zurück und zeigte, wie Parret und der Arbeiter sich die Hand schüttelten.

„Was soll ich Ihnen sagen?" Der Schauspieler hob unschlüssig die Achseln. „Lange werde ich mein Geschäft nicht mehr halten können. Die Arbeitszeit ist zu lang, und die Lehrlinge gehen lieber in die Fabrik, wo sie höhere Löhne erhalten. Höhere Löhne aber kann unsereins nicht bezahlen, weil die Steuern zu hoch sind. Wollen Sie wirklich hören, Mister Parret, was ich denke? — Ich denke, man will uns kleine Leute einfach fertigmachen ..."

Parret nickte wehmütig. „Sie sind nicht der einzige, der das sagt. Aber die kleinen Geschäftsleute — das weiß ich so gut wie Sie — sind das Rückgrat jedes Staates. Wenn sie nicht frei sind, werden auch wir anderen unsere Freiheit verlieren. Ich jedenfalls weiß das, und ich verspreche Ihnen: Falls man mich zum Gouverneur wählt, werde ich alles tun, um Leute wie Sie zu unterstützen."

Wieder schüttelten sich die beiden die Hände. Der Schauspieler zögerte. „Ich werde Sie wählen, Mister Parret", sagte er, „falls ich damit was ausrichten kann ..."

„Ihre Stimme kann den Ausschlag geben", antwortete Parret. Er kramte eine Plakette aus seiner Tasche hervor. „Ich betrachte Sie als meinen Freund. Ich wäre sehr glücklich, wenn Sie das da tragen würden ..."

Die Kamera holte die Plakette in die Totale.

Sie zeigte die verschlungenen Initialen M. P. und darunter die Schrift: WIR WÄHLEN PARRET.

Der Regisseur trat zwischen den Schauspieler und Parret. „Fein", sagte er, „ein einziges Mal und schon im Kasten. Wollen Sie nicht nach Hollywood?"

Er lachte.

Parret hielt immer noch die Plakette in der Hand.

„Möchten Sie sie nicht behalten?" fragte er den Schauspieler.

Der Mann lächelte dünn. „Sorry, Sir. Aber ich wähle Dave Robson. Sind Sie mir nicht böse! Das hier ist nur mein Job ..."

*

Drei Tage später lief der kleine Streifen zwischen dem ersten und zweiten Teil eines Kriminalfilms über drei Kanäle.

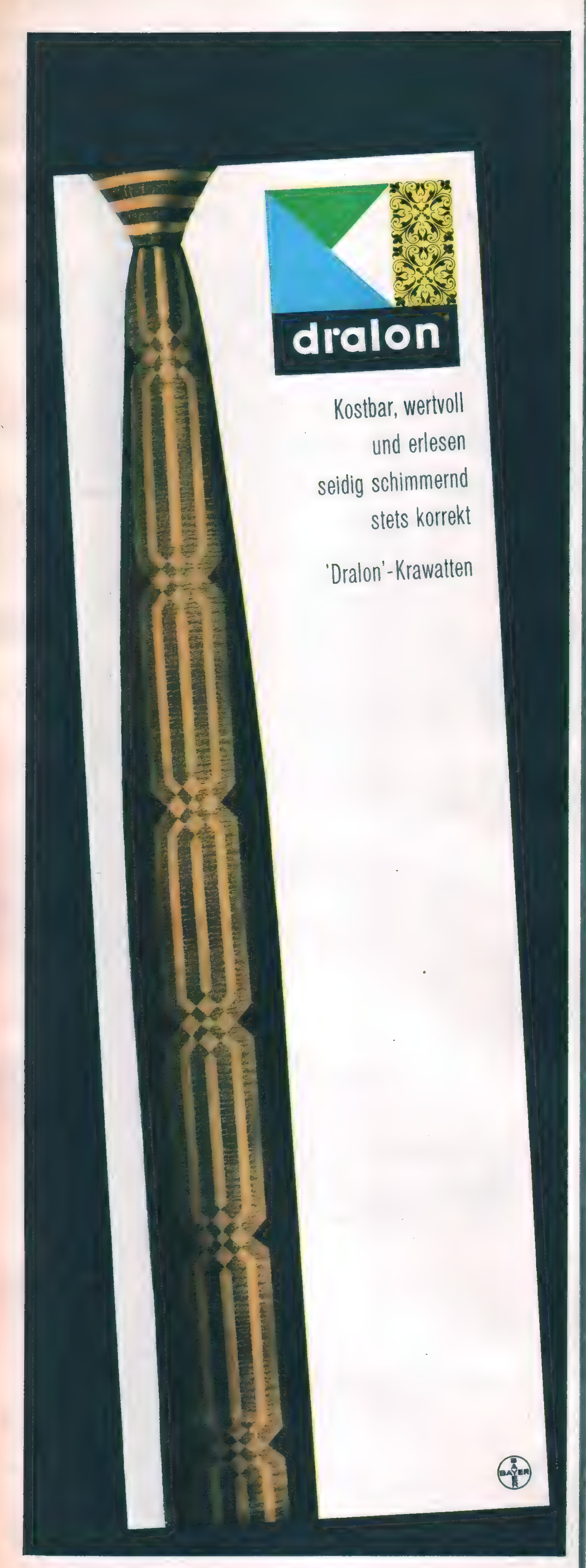
Mike saß mit Carol vor dem Apparat. Sie hatte keine Ahnung. Mike hatte lediglich eine Andeutung gemacht.

Der Krimi war spannend. Nach einer halben Stunde erschien eine Schrift auf der Bildfläche: „10 Minuten Pause."

„Schade", sagte Carol.

Dann erklang fröhliche Musik, und die Szene mit Mike und dem Arbeiter lief ab.

Bitte umblättern



Fortsetzung von Seite 65

FIRST LADY

Carol starrte mit offenem Mund und runden Augen auf die Scheibe. Sie gab keinen Laut von sich. Als es zu Ende war, legte sie ihre Hand auf die Lippen.

„Das ist ja grauenvoll!" sagte sie zwischen ihren Fingern hindurch.

„Wieso? Jeder fand mich in Ordnung. Ich mich selbst übrigens auch."

„Das meine ich nicht." Sie drehte den Apparat ab. „Ich meine die ganze Geschichte. Wie sie aufgezogen ist. Dieser falsche Ton. Diese Verlogenheit. Mußt du das machen, um Himmels willen?"

Mike runzelte die Stirn. „Bei allem Respekt, mein liebes Kind. Das verstehst du nun wirklich nicht ..." Seine gute Laune schien gründlich dahin. „Jedermann macht das hier so. Robson, Keenan, jeder, der vor uns war und nach uns kommt. Die Leute wollen das. Sie würden sich nur wundern, wenn es anders käme. Es würde ihnen fehlen ..."

„Und du kannst nicht anders sein als Robson und Keenan und die anderen?"

„Nicht, wenn ich gehört werden will. Wenn die anderen auf die Pauke hauen, muß ich es auch ..." Er stand auf und begann, in dem großen Raum hin und her zu wandern. „Hör zu, Carol: Ich will, ich muß diesen Wahlkampf gewinnen. Ich hab' es mir vorgenommen. Ich arbeite seit Jahren darauf hin. Es sieht nicht sehr rosig aus im Moment. Aber wenn ich verliere, kann ich einpacken und von hier verschwinden. Oder Bob bitten, daß er einen Direktorenposten für mich erfindet. Möchtest du das vielleicht?"

„O ja", sagte Carol einfach.

„Ist das dein Ernst?" Mike blieb stehen, als wäre ein Uhrwerk in ihm abgelaufen. „Du bist meine Frau und möchtest, daß ich verliere? Möchtest du denn wirklich, daß Robson gewinnt und alles umsonst war, was ich getan habe? Carol, Kleines, glaubst du nicht, daß ich es ernst meine mit dem, was ich hier will?"

„Hör auf!" sagte Carol leise lächelnd. „Ich glaube dir ja. Und ich möchte, daß alles gut ausgeht für dich ... Daß du der große, strahlende, vielgeliebte Held bist."

„Was möchtest du wirklich?" fragte Mike.

„Soll ich es dir sagen?"

„Natürlich ..."

„Ich wünschte ...", sie schloß die Augen, „aber du darfst nicht böse sein."

„Keine Angst, Kleines."

„Gut. Ich wünschte, ich wüßte irgendeinen Zaubertrick. Ich wünschte, ich könnte in die Hände klatschen, und wir wären wieder in Venedig."

Er lachte. „Und Fische fangen?"

„Vielleicht. Ich habe irgendeine Sehnsucht nach May."

„May? — Natürlich nach May — und unseren Flitterwochen. Aber Flitterwochen dauern nicht ewig. Ruf May doch an und sprich ein wenig mit ihr. Sie freut sich."

„Ja", sagte Carol. „Und ich sage ihr, daß ich, wenn ich eine Tochter bekomme, meine Tochter May taufen lasse."

„Fürchterlich!" sagte Mike.

„Ich finde May einen sehr schönen Namen."

Mike hörte auf zu lachen. Er starrte Carol mit offenem Mund an. „Soll das vielleicht bedeuten ...?" Er sah nicht sehr klug aus in diesem Augenblick.

„Genau", sagte Carol, „genau das soll es bedeuten."

Mike machte seinen Mund zu und nahm seine Frau in die Arme. „Schaf", sagte er, „geliebtestes aller Schafe. Warum sagst du das nicht gleich?"

Carol weinte ein bißchen, aber nicht sehr ernsthaft.

Hernach riefen sie beide May Parret-Rojo in Venedig an und teilten ihr mit, daß ihre Anwesenheit auf Oak Reek im kommenden Herbst unumgänglich sei.

Die Nachricht schien May konfus zu machen.

„Scheidung?" schrie sie durch den Draht.

„Taufe!" schrie Mike zurück. „Die Taufe einer Tochter namens May ..."

„Gräßlicher Name!" rief May. „Ich wünsche euch einen Sohn!"

*

Der Wahlkampf lief auf Hochtouren, und das Wahlfieber hatte auch Carol gepackt. Ihren Mann bekam sie kaum mehr zu Gesicht, aber sie verfolgte mit wachsender Spannung seine Arbeit und die Vorbereitungen für den großen Tag. Zuletzt nahm sie sich vor, irgend etwas zu tun. Irgend etwas, das sinnvoll war und Mike helfen könnte.

Sie beschloß, eine Organisation zum Schutz bedürftiger Kinder zu gründen. Sie besuchte Dr. Waidner, der sie nach ihrem Sturz vom Pferd behandelt hatte, um ihn um Rat zu fragen. Der Arzt lachte sie aus. Er meinte, sie habe sich fabelhaft angepaßt. Keine Amerikanerin ihrer Stellung habe es sich je entgehen lassen, für wohltätige Zwecke tätig zu sein. Als er sah, daß sie es ehrlich meinte, wurde er ernst. Er sagte ihr seine Hilfe zu.

In Waidners Klinik erhielt Carol einen kleinen Raum, den sie sich als Büro einrichtete. Sie verbrachte täglich ein paar Stunden dort, um Briefe und Anrufe an alle möglichen Institutionen zu verfassen. Mikes Mutter hatte sich mit einer beachtlichen Geldspende als eine der ersten in Carols Liste eingetragen.

Carol war froh. Zum erstenmal seit ihrer Heirat hatte sie ein Ziel.

Eines Vormittags klopfte Roy Richards an Carols Büro.

Carol freute sich, Roy zu sehen. Er war nicht nur Mikes guter Geist, er war auch ihr Freund geworden.

„Wenn Sie mich das nächstemal hier besuchen", begrüßte sie ihn eifrig, „habe ich eine Eisbox, Whisky und eine hübsche Sekretärin. Mögen Sie sie lieber blond oder braun?"

„Wie?" fragte Roy zerstreut.

Er schien ihren Scherz überhört zu haben. Aufatmend rückte er sich einen Stuhl zurecht und warf seinen Hut neben sich. Der Hut hatte einen Rand in seine Stirn gepreßt, und die Narbe über seinem einen Auge war gerötet.

„Sie sind ganz fertig", sagte Carol. „Soll ich Tee bringen lassen?"

Roy wehrte ab.

„Gut, wenn das endlich alles vorüber ist", sagte Carol. „Mike ist völlig durchgedreht. Ich habe seit Tagen kein vernünftiges Wort mit ihm gesprochen. Er weiß noch nicht mal das Neueste: Meine Organisation hat bereits vierunddreißig eingeschriebene Mitglieder. Sagt nur nicht, daß ich auf der faulen Haut liege." Sie kramte die Liste hervor und schob sie Roy hinüber.

„Es ist vielleicht eher vorüber, als wir uns wünschen", sagte Roy.

Jetzt erst sah Carol, wie elend der Mann ihr gegenüber aussah.

„Was ist los?" fragte sie. „Ist irgend etwas, Roy?"

„Haben Sie nicht doch einen Schluck zu trinken?"

„Wasser?"

Sie füllte ein Glas aus einer Karaffe. Als sie sich ihm wieder zuwandte, hielt er ein gefaltetes Stück Zeitung in der Hand.

„Schlechte Nachrichten?" fragte sie. „Irgend etwas über Mike?"

Das Glas in ihrer Hand beschlug sich. Roy schwieg. Ihre Hand begann zu zittern.

„Sagen Sie doch schon, Roy!"

„Ziemlich schlechte, wenn sie wahr sind. — Wenn es stimmt, was dieser Dreckfink schreibt, ist alles zu Ende, Carol." Er sah sie an, als könne sie ihm helfen. Aber er gab das Papier nicht aus der Hand. Sie mußte es ihm wegnehmen.

Es war die Seite 2 des „Herald". Der Artikel war rot angekreuzt.

Die Überschrift hieß: „Karriere in der Dunkelkammer". „Buchstäblich in der Dunkelkammer hat die junge Frau des Senators und Millionenerben Mike Parret ihre beachtliche Karriere begonnen. Diese Kammer lag in Greenwich Village und gehörte zu der Wohnung des süchtigen polnischen Malers Ron U. und seiner damaligen Freundin Carol von H. aus Deutschland. Die junge Dame mußte Geld verdienen, denn Ron brauchte verständlicherweise eine Menge davon. Und Carol gehorchte. Sie knipste Fotos von Gästen in düsteren Kneipen und Spelunken, in denen ein junges Mädchen mit gutem Namen nichts zu suchen hat. Sie knipste, bis sie eines Tages in ihrer Dunkelkammer ein Foto aus dem Wasser zog, das, wie ihr der ausgeprägte Geschäftssinn sofort sagte, mehr einbringen konnte als nur 2 Dollar 20. Dieses Bild nämlich zeigte Senator Parret bei einer Rauferei um ein Zigarettenmädchen . . ."

Carol sah auf. Ihre Lippen waren kreideweiß.

„Da", sagte Roy. Er schob ihr das Glas Wasser zu.

Sie rührte sich nicht.

Da stand er auf, drückte sie wie eine Puppe auf ihren Stuhl nieder und setzte das Glas an ihre Lippen. Ihre Zähne schlugen dagegen, und ein wenig Wasser lief über Roys Hand.

„Lesen Sie später weiter", sagte er. „Es ist eine schöne, lange, ausführliche Geschichte. Sie haben nichts vergessen — Henry Harkins, den Sie ins Gefängnis brachten — die sanfte, hilflose, kleine June, der Sie den Verlobten gestohlen haben . . ."

„June Laffitte", sagte Carol plötzlich. „Es kommt von ihr."

„Möglich. Und wie wollen Sie's beweisen?"

„Sie war bei mir. Sie hat mir Geld geboten, wenn ich Mike aufgebe. Es war damals, als ich noch in der Klinik lag."

Roy horchte auf. „Erpressung? — Warum haben Sie das nie erzählt?" In seiner Stimme lag so etwas wie Hoffnung.

„Ich wollte Mike nicht belasten."

„Haben Sie Zeugen für Junes Besuch?"

„Nein."

Roy stand auf. Er hob die Schultern und steckte die Hände in die Taschen.

„Ich bin Ihr Freund", sagte er, „aber in erster Linie der Freund von Mike. Wir waren im College in der gleichen Baseballmannschaft und in Korea bei derselben Staffel. Einmal hat er mich herausgehauen, einmal ich ihn. Ich weiß nicht mehr, wie oft . . ."

„Aber ich weiß", sagte Carol leise. „Und heute sind Sie wieder an der Reihe."

„Ja. Und zum erstenmal weiß ich nicht, wie . . ." Richards wandte sich ab und starrte zu dem einzigen Fenster in den Park hinaus. Unten zog eine dicke junge Schwester zwei Gitterbettchen hinter sich her, in denen je drei Säuglinge lagen.

„Ich könnte mit der Erpressungsgeschichte zurückschlagen", sagte Roy: »June Lafitte bedroht die schwerkranke junge Braut Mike Parrets . . .« Aber ich fürchte, dazu ist es zu spät. Man wird Mike nahelegen, die Kandidatur abzugeben."

„Gibt es denn keinen Weg — keine andere Möglichkeit?" fragte Carol.

„Doch."

„Und was ist das — sagen Sie schon, Roy!"

Er wandte sich um. Unter seinen Augen lagen tiefe Ringe der Erschöpfung.

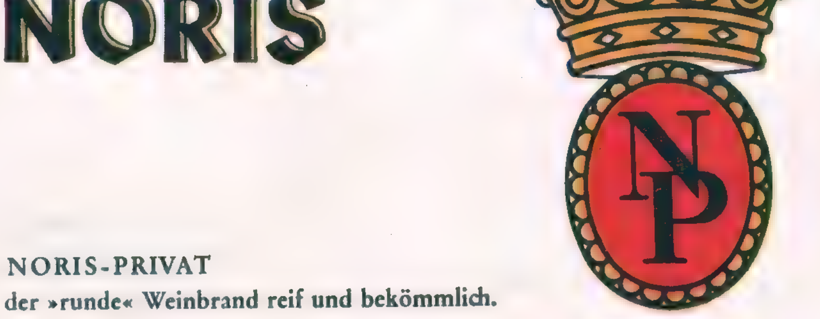
„Daß Sie gehen", sagte Roy Richards.

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

N 1.63

Wie schade, daß Sie diese Blume nicht riechen können . . .

Schade, wirklich schade, denn sie entfaltet eine unwahrscheinliche Duftfülle.
„Aber Orchideen riechen doch gar nicht" werden Sie vielleicht antworten.
Verzeihen Sie uns — wir meinen natürlich nicht die Orchidee, sondern den Duft unseres NORIS-Privat, den wir mit Absicht in eine so festliche Umgebung gestellt haben, weil er sie verdient hat. Denn sein Duft füllt das Glas, und mehr noch. Sie werden es auf der Zunge spüren. Dazu ist es notwendig, ihn einmal zu probieren, den NORIS-Privat, den wir für einen besonders guten, wunderbar bekömmlichen Weinbrand halten, der einen sehr reifen Charakter hat. Probieren Sie ihn bitte.



Die Ibn Saud Story



Leibwächter wie dieser bewachten König Saud. Ägyptische Attentäter versuchten deshalb, eine Agentin unter die Haremsdamen (r.) des Königs zu schmuggeln.

Herzgift im Harem

Tatsachenbericht von Slim S. Spencer

Sie wollte Sauds Frau werden, um ihn mit Herzgift zu töten; Ala Froua, 32 Jahre alt, Agentin des ägyptischen Geheimdienstes. Froua ist eine Frau, wie sie ein Spionagechef sich nur wünschen kann. Ihre Wandlungsfähigkeit ist so groß, daß sie viele Rollen glaubhaft zu spielen vermag. Und sie mußte in ihrem jungen Leben schon viele Agentenrollen spielen: als Erzieherin in einem englischen Haushalt, wo es galt, die Arbeitspapiere eines politisch sehr aktiven Lords zu sichten; als Kellnerin im New Yorker UN-Gebäude; als Sekretärin eines jüdischen Großkaufmanns; als Diplomatin in Syrien.

Bitte umblättern



Fortsetzung von Seite 69

Ihren aufregendsten Job, Ehefrau des Königs Saud zu werden, erhielt sie in der zweiten Januarwoche des Jahres 1958.

An einem sonnigen Nachmittag wird Ala Froua auf dem Boulevard Pasteur in Tanger von einem Mann angesprochen. Von einem Mann, den sie noch nie in ihrem Leben gesehen hat und den sie niemals wiedersehen wird.

Denn der ägyptische Geheimdienst ist nach dem Muster der deutschen Canaris-Organisation aufgebaut: Keiner, der nicht zu der unmittelbaren Dreiergruppe eines Chefs gehört, darf den anderen kennen.

Auch der Mann, der die attraktive Ala Froua auf höheren Befehl ansprechen muß, weiß also nicht, um wen es sich handelt. Er hat ihr nur den einen einzigen Satz zu sagen: „Im Hafen liegt ein Schiff, das Messina heißt."

Ala Froua tut so, als ob sie gar nicht hinhört. Sie wirft ihren Kopf nach hinten und beschleunigt ihre Schritte. Jeder andere Passant, der die kurze Szene zufällig beobachtet hat, wird glauben, der Mann habe um ein Rendezvous gebeten und die Dame habe so reagiert, wie eine Dame eben reagiert, wenn ihr ein wildfremder Mann nachstellt.

Doch eine halbe Stunde später ist Ala Froua am Hafen. Gut fünfhundert Meter vor der Küste liegt die kleine Motorjacht, deren Ankunft ihr schon vor Wochen angekündigt worden war. Sie mietet sich ein Ruderboot „für eine kleine Spazierfahrt" — so wie es Hunderte von Touristen täglich in Tanger tun — und rudert damit auf Umwegen zum Ankerplatz der „Messina".

Dabei versucht sie sich vorzustellen, welchen neuen Auftrag der Chef diesmal für sie bereit hält. Sie hofft auf einen Einsatz in Bonn. Dort ist zur Zeit ein junger ägyptischer Offizier, den sie seit ihrer Zeit als Barsängerin in Tunis kennt. Er ist der einzige Mann in ihrem Leben, der ihr Herz nicht kalt gelassen hat. Sie hat sehr bedauert, daß sie ihm nicht die Wahrheit über sich sagen konnte.

Drei Monate hat sie ihn nicht mehr gesehen, und jedesmal, wenn sie an ihn denkt, drängt es sie, sich ganz aus ihrem Beruf zurückzuziehen. »Es müßte schön sein«, geht es ihr durch den Kopf, »an seiner Seite in einem kleinen Boot irgendwohin zu rudern, den Kopf an seine breiten Schultern zu schmiegen, ohne sich Sorgen machen zu müssen, wie man an gewisse Dokumente herankommt.«

Doch um einer solchen Arbeit Lebewohl sagen zu können, muß man genau wissen, ob es der geliebte Mann wirklich ernst meint. Sie müßte ihn einmal ganz für sich haben, ein paar Tage nur; sie müßte Gelegenheit haben, ihn richtig kennenzulernen — und er müßte dann die Frage stellen, ob sie ihn heiraten wolle.

Sollte sie nicht einmal mit ihrem Chef darüber sprechen?

Für einen Moment läßt sie die Ruder ruhen und schaut hinüber zu der kleinen Jacht, in der der Herr ihres Schicksals sitzt. Dann seufzt sie tief und treibt ihr Boot wieder weiter.

»Es hat keinen Sinn«, sagt sie sich, »solange ich nicht weiß, ob wirklich etwas aus uns beiden wird.« Aber wird sie das jemals erfahren?

Der Chef ist ein fülliger Fünfziger, der sich hier den Anschein gibt, als mache er als italienischer Geschäftsmann Urlaub an der nordafrikanischen Küste. Um besonders echt zu wirken, hat er sich sogar eine original italienische Besatzung angeheuert, die selbst keine Ahnung davon hat, wer ihr Auftraggeber ist.

„Unser Geschäft wird immer romantischer", sagt Ala Froua spöttelnd, als sie die luxuriöse Kabine betritt.

„Setz dich, Ala, und spar dir deine Witze!" Der Chef sagt das nicht unfreundlich, nicht im scharfen Befehlston, aber deutlich genug, um seiner schönen Agentin klarzumachen, daß er nicht zum Scherzen aufgelegt ist.

Die Ibn Saud Story

„Also gut, worum geht es diesmal?"

„Zunächst bedankt sich die Zentrale für deine phantastische Arbeit hier", holt der Chef zu einer offenbar längeren Ansprache aus. Doch Ala unterbricht ihn: „Dann bedanke ich mich bei der Zentrale für die phantastischen Summen, die sie mir jeden Monat zahlt. Also: Wofür soll ich im nächsten Monat mein Geld bekommen?"

Dem Chef wäre es lieber gewesen, wenn er seine vorbereitete Rede hätte halten können. Aber so ist es nun einmal mit Ala: Wenn es ums Geschäft geht, dann liebt sie keine Umschweife.

„Diesmal bekommst du keinen Befehl. Denn das, was du tun sollst, kann man keinem Menschen befehlen. Dazu kann man sich nur einen Freiwilligen suchen."

„Klingt interessant. Und was ist es?" In ihrer Stimme klingt bei diesen Worten außer purer Neugier nicht das geringste an, keine Spur von Erregung.

„Hast du dich schon ein einziges Mal in deinem Leben mit dem Gedanken befaßt, zu heiraten?"

Diese Frage kommt zu unvermittelt. Hat der Chef etwa schon von ihrer Romanze gehört? Kann er Gedanken lesen?

„Natürlich habe ich schon mal an so etwas gedacht", bringt sie verlegen hervor, „aber ich weiß nicht, warum Sie mich das jetzt fragen, ich meine ..." Eine Handbewegung von ihm bringt sie zum Schweigen.

„Dein neuer Auftrag, das heißt, natürlich nur, wenn du ihn annimmst, ist leider mit einer Heirat verbunden."

Ala Froua glaubt, nicht recht gehört zu haben. Sie unterdrückt ihre Erregung und bemüht sich, den Schock eiskalt zu überspielen:

„Und wieviel Kinder muß ich bekommen?"

„So kommen wir nicht weiter, Ala. Dies hier ist eine verdammt ernste Sache. Wir wollen dich in den Harem König Sauds einlotsen. Du sollst eine von seinen Frauen werden."

Das ist sogar für Ala Frouas Selbstbeherrschung zuviel. „In den Harem Sauds? Habt ihr euch überlegt, was das bedeutet? Das heißt lebenslänglich, le-bens-läng-lich! Kapiert ihr das?"

So erregt hat der Chef sie noch nie gesehen. Er wird unsicher, denn er weiß, daß das, was er weiter zu sagen hat, nicht gerade sehr beruhigend für ihre Nerven sein wird.

„Lebenslänglich, Ala, das stimmt schon. Aber nur so lange, wie dieser Popanz von König noch lebt. Und darum geht es überhaupt: Er muß innerhalb der nächsten vier Monate sterben. Das ist, ganz konkret gesagt, der Auftrag."

Als sie in die Dienste des Präsidenten Nasser getreten war, hatte sie sich geschworen: An diesem Platz wird dir niemals eine Arbeit zuviel sein. Dein Leben gehört dem Präsidenten, du hast nur zu gehorchen! Es ist ihr nicht schwergefallen, den Schwur zu halten. Aber jetzt?

Mit der Möglichkeit, daß sie einen politischen Mord begehen soll, hat sie nie gerechnet. Nie ist es ihr in den Sinn gekommen, daß der von ihr so heiß verehrte Gamal Abdel Nasser jemals einen Mord verlangen könne.

Ihr Chef hat sich zurückgelehnt, um die Schrecksekunde geduldig verstreichen zu lassen. Denn daß selbst eine Ala Froua jetzt zurückzucken würde, das war ihm von Anfang an klar gewesen.

„Bevor du antwortest, Ala", fährt er nach einigen Minuten mit ruhiger, sachlicher Stimme fort, „hör dir alles an! Das, was für den Auftrag spricht — und das, was dagegen spricht.

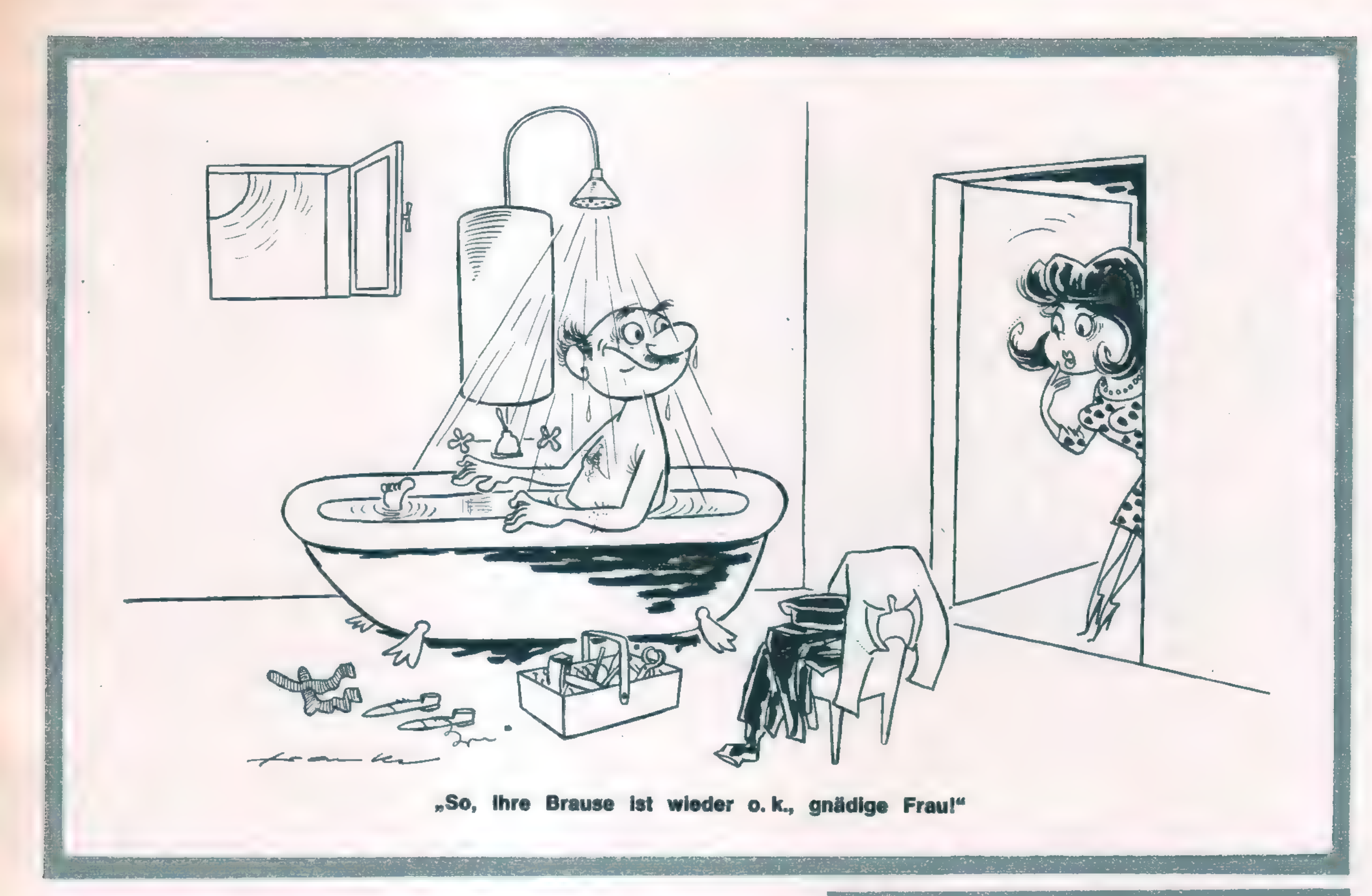
Dagegen spricht, daß Präsident Nasser natürlich nichts von dieser Sache weiß und daß er auch niemals etwas davon erfahren darf. Es handelt sich hier um eine Planung unserer Organisation — und es gibt nur zwei Männer in ganz Ägypten, die man dafür verantwortlich machen kann: meinen Vorgesetzten und mich.

Wir handeln alle auf eigene Verantwortung und Gefahr. Für dich bedeutet das — falls du erwischt wirst oder falls die Sache auffliegt —, daß du allein auf dich gestellt bist. Von unserer Seite darfst du keinerlei Unterstützung erwarten. Ich muß dir klar und deutlich sagen: Wenn etwas

Bitte umblättern



Ein diplomatisches Lächeln für die Fotografen der Weltpresse — aber tatsächlich sind König Saud und Präsident Nasser (rechts) einander todfeind. Ägyptische Geheimdienstler planten ein Attentat auf den Märchenkönig. Aber auch Saud soll Nasser nach dem Leben getrachtet haben.


„So, Ihre Brause ist wieder o. k., gnädige Frau!"

Kleine Reparaturen...



„Mein Mann hat den ganzen Sonntag versucht, ihn zu reparieren. Er hat gesagt, es sei alles in dem Kasten drin!"


„Otto, Otto – ich habe einen Handwerker bekommen . . .!"


„Fertig, Fräulein, Ihr Waschbecken funktioniert wieder!"


Endlich Ruhe!

Die Ibn Saud Story

Fortsetzung von Seite 71

schiefgeht, ist keine Hintertür mehr für dich offen."

Ala hört gelassen zu. Während es in ihrem Kopf hämmert und bohrt, bietet sie nach außen das Bild einer Frau, der man den Weg zu einem guten Schneider beschreibt.

„In Ordnung", sagt sie, als ihr Chef eine Pause macht, um sich eine Zigarre anzustecken. „Und was spricht dafür?"

„Das ist mit wenigen Sätzen gesagt. Unser Präsident ist dem König ein Dorn im Auge. Mit den Millionen, die er zu verpulvern hat, unterstützt er die Feinde unserer Republik. Es gibt keine Möglichkeit, ihn zu stürzen — es gibt nur die Möglichkeit, ihn zu töten. Nach seinem Tod wird eine ägyptenfreundliche Revolution in Saudiarabien stattfinden, und wir alle sind auf dem Weg zum heißersehnten arabischen Einheitsstaat ein gewaltiges Stück weitergekommen."

Langsam fängt Ala Froua an, Geschmack an der Sache zu finden. Denn so gefährlich ihre bisherigen Aufträge auch jeweils gewesen sein mochten — immer ging es dabei nur um ein paar Dokumente, ein paar Aufzeichnungen, die Niederschrift einiger geheimer Gespräche. Doch diesmal geht es um große Politik, um eine geradezu historische Rolle.

Als sie die Frage stellt: „Wie soll das technisch vor sich gehen?", weiß ihr Chef, daß er Ala gewonnen hat.

„Nun", erklärt er, „wir haben da einiges vorbereitet. Du weißt, dieser Hanswurst von einem König hat die fixe Idee, er könne sein Reich nur durch politische Heiraten zusammenhalten. Jedesmal, wenn irgendwo ein Scheich aufmuckt, heiratet er dessen Tochter oder Schwester und glaubt damit, daß er jede Opposition von dieser Seite unterdrückt hat. Unser Plan baut sich auf dieser fixen Idee des Königs auf. Wir haben einen Scheich gewonnen, der dich als seine Tochter ausgeben wird. Ein Scheich, der dem König arg im Magen liegt. Sobald du mit allem einverstanden bist, wird dieser Scheich dem König den Vorschlag einer politischen Heirat machen. Du mußt dann auf Abruf zur Verfügung stehen."

„Klingt logisch. Und die Lösung des Falles?"

„Was meinst du jetzt?"

„Na ja, und der zweite Teil meines Auftrags?"

Der Chef kann ein anerkennendes Grinsen nicht unterdrücken. So hat er noch nie eine Frau über einen Mord sprechen hören.

„Ja also, was das betrifft, so dachten wir an eine Spritze. Es soll nicht nach einem Attentat aussehen, sondern lieber nach einem schweren Herzanfall mit Todesfolge. Es gibt heute Herzmedikamente, die bei Verabfolgung einer Überdosis hundertprozentig zuverlässig sind. Bis zum Eintreten der Wirkung vergehen etwa drei Stunden — das ist genug, um Saud allein irgendwo in seinem Palast sterben zu lassen."

Dieser Auftrag bedeutet für Ala Froua mehr, als ihr Chef ahnen kann. Denn Ala gehört zu der Handvoll Frauen, die am Revolutionstag in Kairo auf die Straße gegangen sind, um dem neuen Regime Beifall zu klatschen. Jahrelang hat sie seitdem darunter gelitten, nur eine Frau zu sein, eine Frau, der man es nicht erlaubt, mit der Waffe in der Hand für ihr Land zu kämpfen. Jahrelang hat sie

davon geträumt, eine einmalige heroische Tat zu vollbringen.

Seit damals fühlt sie sich als Rächerin aller entmachteten Frauen Arabiens, denen erst Präsident Nasser den Weg in eine moderne Welt der Gleichberechtigung öffnete. Damals hat sie sich vorgenommen, im Namen all dieser Frauen eines Tages ihren Dank an den Präsidenten abzustatten und etwas zu tun, was sonst nur Männer vollbringen können. Und nun ist dieser Tag endlich gekommen.

Aber inzwischen ist Ala älter geworden. Und mit zunehmendem Alter und Reife ist der politische Fanatismus gewichen. Was sie früher mit lodernden Herzen getan hat, macht sie jetzt mit eiskalter Routine. Nur weil sie gerade beginnt, sich als liebende Frau zu fühlen, bereitet ihr der Vorschlag ihres Chefs doch ernsthaftes Kopfzerbrechen.

Sie bleibt über zwei Stunden bei ihrem Chef. Sie überdenkt alle möglichen Folgen. Sie macht sich nichts vor, sie sieht genau, was sie riskiert. Sie kennt sich selbst gut genug, um zu wissen, was sie an dem Auftrag reizt und was sie skeptisch macht. Nüchtern wägt sie das Für und Wider ab, um dann schließlich zu sagen:

„Gut! Ich übernehme den Auftrag."

Damit sie sich in Ruhe darauf vorbereiten kann, gibt ihr der Chef drei Wochen Urlaub. Sie fragt: „Kann ich reisen, wohin ich will?"

Er nickt. Sie holt tief Atem. Also nach Bonn wird die Reise gehen.

Was Ala und ihr Geliebter dann in der kleinen Bonner Pension wirklich miteinander sprechen, bleibt unbekannt. Es ließ sich auch nie genau feststellen, wieviel sie von ihrem Auftrag ausgeplaudert hat. Nur eines steht fest: Elf Tage nach ihrem Bonner Aufenthalt sprach man in ägyptischen Offizierskreisen bereits sehr offen über das geplante Attentat — und es war dann kein Kunststück mehr für saudiarabische Agenten, noch mehr Einzelheiten in Erfahrung zu bringen . . .

*

König Saud hörte die Berichte seiner Agenten, und er sann auf Rache. Er schmiedete — wie von ägyptischer Seite felsenfest behauptet wird — ein „ungeheuerliches Komplott" gegen das Leben des Ägypter-Präsidenten Nasser.

Bei seinem angeblichen Versuch, Nasser ermorden zu lassen, soll sich Saud nicht nur von persönlichen Rachegefühlen haben leiten lassen. Ein viel stärkeres Motiv sei ein heiliger Eid gewesen, den Saud am Sterbebett seines Vaters geleistet habe.

Wie man im Orient munkelt, hat Saud seinem Vater geschworen, vor keinem Mittel zurückzuschrecken, um die Vereinigung Syriens mit Ägypten zu vereiteln. Und gerade in jenen Tagen hatte Nasser Syrien seinem Reich einverleibt. Saud mußte handeln. Und er handelte. Nach ägyptischer Lesart ging er folgendermaßen zu Werk:

Für ein paar Tage trug sich König Saud mit dem Gedanken, einige Berufskiller aus der New Yorker Unterwelt anzuheuern. Doch dann besann er sich auf weniger kriminalfilmähnliche Möglichkeiten. Das Beste schien ihm, einen Mann einzuschalten, der

Bitte umblättern

Quittung für Versicherungsbeitrag Woche 49/63 Versicherung nach Tarif

ZU	Beitrag DM 0,40
ZU I	Beitrag DM 0,55
ZU II	Beitrag DM 0,70
ZU III	Beitrag DM 1,15
ZU IV	Beitrag DM 1,40
ZU — S	Beitrag DM 0,90

Zusatzversicherung für Unfall-Krankenhaus-Tagesgeld Beitrag 0,25

Die Quittung hat nur Gültigkeit in Verbindung mit der auf den Namen des Versicherten ausgestellten Versicherungsurkunde.

Württembergischer Versicherungs-Verein a. G. Stuttgart

Gilt nur in der Bundesrepublik Deutschland

Fortsetzung von Seite 73

Die Ibn Saud Story

in Nassers syrischer Provinz Rang und Namen besaß — und der dem König ergeben sein mußte, weil seine Tochter in Sauds Harem weilte. Dieses von seinem Vater heißgeliebte Mädchen war zwar nur eine von den zahllosen Nebenfrauen des Königs und hatte nie Aussicht darauf, zu einer der vier Hauptfrauen erkoren zu werden. Aber immerhin ...

Die Verbindung mit dem Vater wurde über Genf hergestellt. Und es wurde dabei nicht viel gesprochen. Der immer um das Wohlergehen seiner Tochter bemühte Vater erhielt ein Schreiben, das die persönliche Unterschrift des Königs trug und in dem die Rede davon war, daß ein Beauftragter in den nächsten Tagen einen Brief überbringen würde, den man sehr sorgsam zu lesen habe — und der Tochter ginge es wirklich noch gut.

Den ganzen Sinn dieser Erpressung begriff der überraschte Mann aus Syrien erst, als ihm das angekündigte Schreiben überbracht worden war. Auf einem einfachen Blatt Papier standen mit einfacher Schreibmaschinenschrift ohne jede Anrede und Unterschrift folgende Worte:

„Für die Liquidierung des Staatschefs der Vereinigten Arabischen Republik stehen 22 Millionen Pfund Sterling zur Verfügung."

Keine Frage: Das war wohl die einzige Möglichkeit, mit der man einen solchen Auftrag formulieren konnte. Und daß es ein Auftrag war, daran wagte der schockierte Vater im Interesse seiner Tochter lieber nicht erst zu zweifeln.

Selbst bei der größten inneren Bereitschaft und dem besten Willen war jedoch Sauds Schwiegervater nicht in der Lage, den Auftrag selbst auszuführen. So einflußreich er in Syrien auch war, seine Beziehungen reichten nicht aus, um bis zu Präsident Nasser selbst vorzudringen. Und hier lag überhaupt der springende Punkt dieses Auftrags:

Nasser läßt kaum jemand an sich heran. Ein Mitglied seiner Leibwache zu bestechen, erschien als absolut aussichtsloses Unterfangen. Und da Nasser keinen Harem unterhält, schied auch der an sich geniale Mordplan, den Nassers eigene Leute für das Attentat auf König Saud ausgeheckt hatten, völlig aus. Man mußte also auf eine absolut neue Idee kommen.

Und der Schwiegervater des Königs kam auch bald darauf, wer sich am besten für diesen Auftrag eignete, nämlich der syrische Oberst Abdul Hammid Sarradi.

Der durch viele Wechselfälle des Lebens gegangene Berufsdraufgänger Sarradi war zur Zeit Innenminister des syrischen Teilstaates der Vereinigten Arabischen Republik. Mit der Kunst, Attentate zu verüben, war er bereits vor Jahrzehnten vertraut gemacht worden, als ihn der französische Geheimdienst zu seinem Chef in Damaskus ernannt hatte.

Aus privaten Gesprächen mit diesem recht unkonventionellen Staatsmann glaubte Sauds Schwiegervater folgern zu können, daß Sarradi erstens ständig Kritik an Nasser übte und daß er zweitens dauernd sehr viel Geld brauchte. Und 22 Millionen Pfund (rund 250 Millionen Mark), so dachte der Schwiegervater, sind doch wohl genug, um eine kritische Einstellung in echten Haß zu verwandeln.

Sarradi ließ sich zum Abendessen bitten und hörte sich an, welche Rolle man ihm zugedacht hatte. Er reagierte nicht sofort. Genießerisch schmatzend beendete er sein Mahl und stellte nach einer Weile die gleiche Frage, die in einer politisch umgekehrten Situation von der Geheimagentin Ala Froua gestellt worden war:

„Und wie soll das technisch vor sich gehen?"

Des Königs Schwiegervater zeigte, daß er sich über das Problem wirklich ernsthafte Gedanken gemacht hatte. Sein Vorschlag klang zwar äußerst abenteuerlich, war aber bei genauer Überlegung durchaus zu realisieren:

Seitdem Nasser das Land Syrien zu einer seiner Provinzen gemacht hatte, flog er häufig von Kairo nach Damaskus. Als Innenminister wußte Sarradi über solche Flüge immer als erster Bescheid. Das ergab einen nicht unwesentlichen Vorsprung für alle Vorbereitungen, die getroffen werden mußten, um diesen Flug zum letzten zu machen, den Präsident Nasser erleben sollte.

Das einzige, was man dazu brauchte, waren ein Jagdflugzeug und ein Pilot. Über die Maschine konnte Sarradi jederzeit verfügen, und was den Piloten betraf, so stand ja Geld genug zur Verfügung, um einen verschuldeten Offizier von seinen Sorgen zu befreien.

Als Sarradi alle Einzelheiten des geplanten Attentats erfahren hatte, nickte er beifällig: „Nicht schlecht, das wird sich machen lassen."

„Sie sagen mit anderen Worten, daß Sie bereit sind, mitzumachen?"

Sarradi runzelte seine Stirn. „Ich werde es mir noch einmal durch den Kopf gehen lassen."

„Aber im Prinzip ...?"

„Im Prinzip halte ich die ganze Sache zwar für eine ziemliche Zumutung, aber wenn man bei uns so lange aktiv Politik gemacht hat, wundert man sich bald über gar nichts mehr. Sie werden jedenfalls von mir hören."

Sauds Schwiegervater wartete drei Tage. Dann erhielt er einen Anruf von Sarradi zu einem Abendessen in der Wohnung des Innenministers. Dabei versäumte Sarradi nicht zu sagen: „Und bringen Sie doch etwas mit, woran ich ersehen kann, wie ernst es Ihnen überhaupt ist."

Dieser Satz war weiter nichts als die höfliche Umschreibung für die Aufforderung: „Bringen Sie einen Scheck mit."

Mittlerweile waren bei Ibn Sauds Schwiegervater Kontoauszüge eingetroffen, aus denen er erleichtert entnahm, daß er fürs erste über ein neueröffnetes Konto bei der Saudiarabischen Staatsbank in Höhe von zwei Millionen Pfund verfügen konnte.

Bei dem Gespräch mit Sarradi wechselten diese zwei Millionen in Sekundenschnelle den Besitzer. Der Innenminister warf nur einen sehr flüchtigen Blick auf das kleine Zettelchen mit der großen Summe. Der Name „Saudiarabische Staatsbank" verbürgte Sicherheit, zumal Sarradi bereits zu diesem Zeitpunkt fest entschlossen war, das Papierchen niemals einzulösen.

Was Ibn Sauds Schwiegervater auch nicht merkte, war das Mikrofon in der Vase auf dem Schreibtisch. Wenn er geahnt hätte, daß jede Einzelheit des Attentatsplans von Sarradi auf Tonband aufgenommen wurde, dann hätte er sich selbst an seinen fünf Fingern ausrechnen können, in welche Schwierigkeiten der König von nun an kommen mußte.

Doch der Schwiegervater war ahnungslos. Er vertraute Sarradi blindlings — eine Tatsache, die schon so mancher andere nahöstliche Politiker mit bittereren Erfahrungen bezahlen mußte.

Die Bestätigung, daß die Sache zur vollsten Zufriedenheit erledigt würde, war gerade in der saudiarabischen Hauptstadt eingetroffen, als in Kairo die Bombe platzte: Sarradi präsentierte der ägyptischen Presse eine Fotokopie des Schecks und ließ den erstaunten Journalisten das Tonband mit dem Attentatsplan vorspielen.

Soweit Sarradis Behauptungen. Entsprachen sie der Wahrheit? Der namhafte Nahostkenner Wolfgang Bretholz meint: „Ob die ganze Geschichte erfunden ist oder einen Kern von Wahrheit enthält, wird man wahrscheinlich nie erfahren."

In Ägypten jedenfalls zweifelte man keine Sekunde. Man stützte sich auf das Tonband, die Schecks und eine persönliche Botschaft Sauds, in der König Saud Allahs Segen für das Gelingen des Unternehmens erfleht und den Oberst Sarradi beschwört, niemals das Geheimnis ihrer Zusammenarbeit zu verraten.

Aber noch wichtiger war dies: Selbst in Saudiarabien glaubte man an den Wahrheitsgehalt von Sarradis sensationellen Enthüllungen. Zwar dementierte der Hof schwach, jedoch fühlte er sich veranlaßt, den kompromittierten König zu entmachten.

Innerhalb weniger Wochen mußte der König alle wichtigen Staatsämter an seinen Bruder Feisal abtreten. Er mußte vor dem großen Familienrat feierlich darauf verzichten, sich in Zukunft politisch zu betätigen; er war ein entmachteter Mann.

Aber ein Ibn Saud läßt sich nicht so leicht an die Wand spielen. Als das Kabinett umgebildet wurde, sorgte er dafür, daß ein wichtiger Posten mit einer Persönlichkeit seiner Wahl besetzt wurde: mit dem Prinzen Talal.

Aus dem Verbündeten in jenen grauen Tagen ist heute ein erbitterter Feind des Königs geworden, der von Kairo aus die saudiarabische Bevölkerung immer wieder zum Sturz des Königshauses aufruft.

Damals jedoch waren der König und sein liebster Minister ein Herz und eine Seele. Und die erste Maßnahme, die sie gemeinsam ausbrüteten, hört sich an wie ein Lausbubenstreich, auch wenn es dabei um einige hundert Millionen Dollar ging.

Das Komplott richtete sich gegen Feisal. Der hatte, bevor er an die Macht kam, immer wieder die Verschwendungssucht des Königs Saud angeprangert. Jetzt drehte Ibn Saud den Spieß um. Prinz Talal ordnete kraft seines Amtes über Nacht die einst von Feisal geforderten Sparmaßnahmen an. Allerdings: Talal überspannte den Bogen absichtlich. Seine drakonische Sparpolitik mußte viel böses Blut machen. Sie würde über kurz oder lang Feisal von der Spitze der Regierung hinwegfegen.

Er kürzte die Bezüge aller Mitglieder der königlichen Familie, und er kürzte sie so drastisch, daß es deswegen fast zu einer Palastrevolution gekommen wäre. Feisal selbst wurde davon kaum betroffen; er hatte ja schon immer sehr bescheiden gelebt. Aber er war wie sein Bruder vor ihm und wie ihr Vater davor allein von der Gunst der etwa vierhundertköpfigen Familie abhängig.

Wo man bisher in der Familie nur spielerisch politische Auseinandersetzungen geführt hatte, da kam es jetzt zum Kampf aller gegen alle. Denn jetzt ging es ums bare Geld.

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

HOROSKOP

FÜR DIE WOCHE VOM 9. BIS 15. DEZEMBER 1963

Widder 21. 3. bis 20. 4.

21. bis 31. 3.: Sie haben eine Menge Aufgaben und Probleme am Hals und zu wenig Zeit für den Partner. 1. bis 10. 4.: Beruflich weitsichtig vorausdisponieren und leichtsinnig Geld ausgeben, das verhält sich wie Feuer zu Wasser. Das eine löscht das andere aus. 11. bis 20. 4.: Eine private Sache geht Ihnen ziemlich an die Nieren. Versuchen Sie noch vor dem Wochenende, die Situation zu klären! Nicht auf vage Versprechungen einlassen!

Stier 21. 4. bis 20. 5.

21. bis 30. 4.: Wer jetzt seine Ziele zu hoch steckt, wird sie vielleicht erreichen. Aber an den Erfolgen wieder keine rechte Freude mehr haben. 1. bis 10. 5.: Zärtlichkeit und herzliche Fürsorge ist das, was Ihr Partner jetzt am meisten braucht. Sie sollten sich ruhig einen Ruck dazu geben. 11. bis 20. 5.: Fallen Sie beruflich nicht auf raffinierte Tricks herein! Die Enttäuschungen wären groß.

Zwillinge 21. 5. bis 21. 6.

21. bis 31. 5.: Kümmern Sie sich in vernünftiger Weise um Ihre beruflichen Dinge und vergessen Sie das Ausspannen nicht! 1. bis 11. 6.: Der Beruf darf Ihnen nicht wichtiger sein als das private Leben. Für eine glückliche Verbindung sähe es sonst sehr trübe aus. 12. bis 21. 6.: Sie verbessern Ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung und dürfen sich ganz im Mittelpunkt fühlen.

Krebs 22. 6. bis 22. 7.

22. 6. bis 2. 7.: Allzu großen Versprechungen von vornherein mißtrauen! Vor allem in puncto Finanzen. 3. bis 12. 7.: Nicht so bequem sein! Am Freitag werden einige von Ihnen vor besonders wichtige Entscheidungen gestellt. 13. bis 22. 7.: Keine Ausflüchte machen! Beruflich oder privat heißt es Farbe bekennen. Es gilt, einen neuen Weg einzuschlagen.

Löwe 23. 7. bis 23. 8.

23. 7. bis 2. 8.: Mittwoch und Donnerstag wären die richtigen Tage für einen beruflichen Meinungsaustausch, für neue Projekte und auch Behördenangelegenheiten. 3. bis 12. 8.: Achten Sie darauf, daß Sie beruflich jetzt nicht aufs falsche Pferd setzen! 13. bis 23. 8.: Zerbrechen Sie sich nicht Tag und Nacht den Kopf über mögliche zukünftige Ereignisse, sondern gestalten Sie jeden Tag bis ins kleinste so gut wie Sie können.

Jungfrau 24. 8. bis 23. 9.

24. 8. bis 2. 9.: Eine verzweifelte Situation läßt sich nur mit Optimismus retten. Daß das möglich ist, wird Ihnen wahrscheinlich schon der Mittwoch beweisen. 3. bis 12. 9.: Versuchen Sie sich von allem Flüchtigen und Oberflächlichen zu lösen! Nur dann gewinnen Sie die ersehnte ausbaufähige Position und privat eine Zukunft, die erstrebenswert ist. 13. bis 23. 9.: Mißverständnisse am Dienstag sofort zu klären versuchen. Die Liebe ist eine starke Macht. Aber Sie dürfen ihr trotzdem nicht alles unterordnen.

Waage 24. 9. bis 23. 10.

24. 9. bis 3. 10.: Wer jetzt unter den „Jüngeren" den Sprung ins Eheleben wagt, hat einen guten Zeitpunkt ausgewählt. Beruflich die Tendenz, einen großen Schritt weiterzukommen. 4. bis 13. 10.: Wer mit seiner jetzigen Position wirklich nicht zufrieden ist, sollte sich um eine Veränderung bemühen, aber nichts übereilen. 14. bis 23. 10.: Nicht widerspruchslos alles hinnehmen! Beruflich bürdet man Ihnen mehr Arbeit auf, als Ihnen selbst dienlich ist.

Skorpion 24. 10. bis 22. 11.

24. 10. bis 2. 11.: Versuchen Sie mit den beruflichen Problemen auf eine souveräne Art fertig zu werden. Gewaltlösungen brächten einen glatten Mißerfolg. 3. bis 12. 11.: Am Donnerstag eine herrliche Chance, in einem kurzen Wortgefecht einen Rivalen glatt zu erledigen. 13. bis 22. 11.: Privat viel künstlich hochgetriebene Problematik, die das Leben recht unerquicklich werden läßt. Gründlich aussprechen hilft.

Schütze 23. 11. bis 21. 12.

23. 11. bis 2. 12.: Nichts ist ausweglos, und manches läßt sich am Freitag unvermutet auf einfache Weise lösen. 3. bis 12. 12.: Das Abenteuer der Unsicherheit liegt dem Schützen zwar im Blut, aber im Moment darf er weder beruflich noch privat zu sehr Gebrauch davon machen. 13. bis 21. 12.: Nicht Probleme suchen, wo gar keine sind! Es wäre entschieden besser, wenn Sie sich jetzt anstatt mit dem eigenen Ich mit dem Ihres Partners befassen.

Steinbock 22. 12. bis 20. 1.

22. bis 31. 12.: Auf dem Wege zum Erfolg ein paar recht schwierige Stationen. In der Liebe am Donnerstag ein kleiner Kummer, aber das Happy-End folgt noch vor dem Wochenende. 1. bis 10. 1.: In puncto Partnerschaft steht das Barometer zur Zeit häufiger auf Sturm als auf Schönwetter. Beruflich für viele die Aussicht, sich an die Spitze der Erfolge zu spielen. 11. bis 20. 1.: Finanziell manches Unvorhergesehene, das Sie erschreckt. Aber auch die Abhilfe ist nicht weit.

Wassermann 21. 1. bis 19. 2.

21. bis 30. 1.: Sie fühlen sich zu tausendfältigen Aufgaben berufen. Aber es wäre besser, Sie nähmen nur eine davon wirklich vor. 31. 1. bis 9. 2.: Beruflich kein Klima, in dem die dauerhaften Erfolge gedeihen können. Was dazu fehlt, ist Ihre Ausdauer, Ihr Durchsetzungsvermögen. 10. bis 19. 2.: In einer privaten Sache, die Ihnen sehr am Herzen liegt, nur ein schwaches Echo. Beruflich keine Winkelzüge!

Fische 20. 2. bis 20. 3.

20. 2. bis 1. 3.: Mit Geistesgegenwart sollten Sie in diesen Tagen Ihre beruflichen Chancen wahrnehmen. Man sucht Ihre Freundschaft. Seien Sie nur nicht spröde! 2. bis 10. 3.: Eine Periode angespannten Schaffens. Was dabei herauskommt, ist alle Anstrengung wert. 11. bis 20. 3.: Tun Sie alles, um Auseinandersetzungen zu vermeiden! Zwei Tage werden besonders kritisch sein: Mittwoch und Samstag.

WER PASST ZU WEM?

SKORPION-FRAU UND ZWILLINGE-MANN

VON KARL FERSEN

Die Skorpion-Frau kann sich dem Zwillinge-Mann gut anpassen. Er ist geschmeidig und voller Scharm, aber leider auch etwas unzuverlässig. Diese Unzuverlässigkeit übersieht die Skorpion-Frau gern. Wichtiger für sie ist, daß er sich ihr unterwirft. Allzu sicher sollte sie aber seiner nicht sein, denn man weiß nie, woran man bei ihm ist. Er kann leicht gute Ausreden finden, und was er sagt, muß nicht immer wahr sein. Viele Frauen — besonders die Skorpion-Frau — ziehen aber eine Ausrede der manchmal unangenehmen Wahrheit vor. Sie durchschaut ihn natürlich, aber mit all seinen Fehlern und Schwächen. Lieben tut sie ihn trotzdem.

Mein verrücktes Leben

Fortsetzung von Seite 33

Ein Teilnehmer dieser ausgelassenen und allzu verschwenderisch gestalteten Party erzählte Elsa später:

„Wir warteten den ganzen Abend nur darauf, daß ein Schwerttänzer einen Akrobaten aufspießen würde, um uns anschließend einen Gulasch besonderer Art zu servieren ..."

„Diese überladene Party ließ Barbara, die ohnehin durch Mdivanis Beleidigungen einen Tiefpunkt ihrer Depressionen erreicht hatte, die ungünstige öffentliche Meinung noch deutlicher fühlen", resümiert die Maxwell. „Schon seit ihrer verschwenderischen Hochzeitsfeier und dem Rummel, den sie in den Flitterwochen um sich duldete, stand sie im Kreuzfeuer der Kritik. Publizisten griffen ihre Extravaganzen an und wiesen darauf hin, daß andere Mädchen ihres Alters für einen Hungerlohn arbeiten müssen. Der Reichtum, der ihr in den Schoß gefallen war, bildete für viele Zeitungen einen Grund, den Mißbrauch des Kapitalismus anzugreifen. Und ich gestehe, daß die Kritik gerechtfertigt war ...

Barbara liebte es, sich aufzuspielen — eine Reaktion auf ihre einsame und recht freudlose Kindheit, in der ihr alle möglichen Komplexe eingeimpft wurden, die nun kompensiert werden mußten. Sie fand immer wieder neue Mittel, mit ihrem Reichtum zu protzen. Freilich, die Triebkraft dabei war meist dieser Mdivani, den ich wirklich nur als eine »besondere Marke« bezeichnen kann. Pressefotografen kannten ihn als eine berüchtigte »Linsenlaus«, als eine Art Schausteller, nein, ich muß schon sagen: als Exhibitionisten, der vor nichts zurückschreckte, um sein Bild in den Zeitungen zu sehen."

Elsa unterbricht sich einen Moment und macht eine ablehnende Gebärde, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

„Als Barbara feststellte, daß Mdivani ihr Geld und ihre gesellschaftliche Stellung nur dazu benutzte, um seiner Eitelkeit zu frönen, war alles schon zu spät. Ihr Ruf war zerstört. An der Seite dieses Mannes konnte sie ihn nicht mehr bessern — im Gegenteil ..."

Kurz und gut, bereits am 13. Mai 1935 ließ Barbara sich im Scheidungsparadies Reno von Alexis Mdivani scheiden. In knapp zehn Minuten war alles vorbei. Der „Prinz" brauchte seine Einwilligung nicht zu bereuen.

»Dank für die charmante Regelung«, lautete das Telegramm, das er an seine Ex-Frau Barbara richtete. Charmant fand er die halbe Million Dollar, die er von Barbara als Abfindung bekommt ... Charmant fand er die lebenslängliche Rente von jährlich vierzigtausend Dollar, die sie ihm ausgesetzt hatte. Als charmant betrachtete er auch den Umstand, daß keinerlei

Bitte umblättern

Kopfnüsse

KREUZWORTRÄTSEL

Waagrecht: 1. spanischer Hafen, 8. chemischer Grundstoff, 9. Widerhall, 11. Teilzahlung, 13. Auffahrt, 15. Mulde vor Gebirgswänden, 16. höchstleistungsfähig, 18. Ehrenpreis, 20. festgelegtes Abkürzungszeichen, 23. Jägerranzen, 25. Hauptstadt Apuliens, 26. Gruppe wilder Tiere, 27. Trinkbranntwein. – **Senkrecht:** 1. Nebenfluß der Loire, 2. Sahne, 3. Tölpel, 5. Wurfspeer, 6. biblischer Riese, 7. Blutgefäß, 10. französischer Schriftsteller, 12. alte Münze, 14. Gefrorenes, 17. ital. Fluß, 18. Kreisstadt in Württemberg, 19. persischer Schutzgeist, 21. Festkleidung, 22. Gesangsstück, 24. Bankansturm.

NEUE KÖPFE

Bei den Wörtern Palais – Morde – Don – Dorne – Sichel – Nonne – All – Tegel – Warte – Simmel – Ähre – Taler – Esche – Tran – Karl – Bogen ist ein anderer Anfangsbuchstabe zu setzen, so daß jeweils ein neues, sinnvolles Wort entsteht. Die neuen Buchstaben nennen ein berühmtes Bauwerk in Asien.

EINER VORAN

Esel, Rasmus, Ahne, Pik, Uhr, Tand, Egel, Horn, Rache, Gel, Range, Ehrung.

Jedem dieser Wörter setze man einen Buchstaben voran, so daß andere sinnvolle Wörter entstehen. Die vorangesetzten Buchstaben ergeben dann, in gleicher Reihenfolge gelesen, eine in ganz Deutschland bekannte Sportanlage.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – an – be – bruck – by – chi – dee – dos – er – fer – inns – la – la – lar – me – ne – o – or – raa – see – sen – tan – tes – ti – ti – tse – ve – we sind 11 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, zwei Romane von John Steinbeck nennen (Originaltitel). 1. See im Schwarzwald, 2. kostbare Zierpflanze, 3. dt. Dichter, 4. Nadelbaum, 5. Stadt in Tirol, 6. griech. Sagengestalt, 7. Maske, 8. altägypt. Stadt, 9. franz.: Bauernhof, 10. chines. Philosoph, 11. Haus mit Grundbesitz.

BESUCHSKARTE

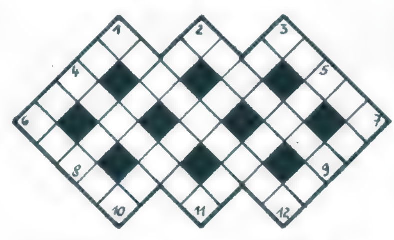
GERT SEEHAUS
TRIER

Welchen Beruf hat dieser Herr?

SILBENENTNAHME

Den Wörtern DIEDENHOFEN – NAMEN – SCHENKUNG – SINDBAD – INSZENIERUNG – LAGE – GESAMTHEIT – BOJE – ZITADELLE – VIRUS – DAHLIE – VISIER – MATER – RADE – STOLA – MEHRHEIT – MODENSCHAU – SPIEGEL – TELLER ist je eine Silbe zu entnehmen. In vorliegender Reihenfolge miteinander verbunden, ergeben sie einen Ausspruch von Immanuel Kant.

EINMAL SCHRÄG...



1–6 Stift zum Ätzen, 1–12 griech. Philosoph um 450 v. Chr., 2–8 plötzliche Schnelligkeitserhöhung beim Sport (Zeitwort), 2–9 Sitzmöbel (Mz.), 3–7 Nebenfluß des Rheins, 3–10 brit. Insel in der Maskarenengruppe im Indischen Ozean, 4–11 Oberteil eines Stempelpaares bei Präge- und Stanzverfahren, 5–11 Schaufel, Spaten, 6–10 in der Mathematik: Winkelfunktion, 7–12 gelblicher, leicht zerreiblicher Lehm.

AUFLÖSUNGEN AUS NUMMER 48:

KREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Venezuela, 8. Iduna, 9. Loki, 11. Irre, 13. Theke, 15. Let, 16. Ton, 18. Gis, 20. Segel, 23. Amor, 25. Peri, 26. Husar, 27. Groenland. – Senkrecht: 1. Volt, 2. Nike. 3. Edikt, 4. zu, 5. uni, 6. Earl, 7. Anet, 10. Oheim, 12. Reger, 14. Eos, 17. Nepal, 18. Gang, 19. Soho, 21. Gera, 22. Lied, 24. Rue. – DENKT DARAN: Das Glück ist das einzige, was sich verdoppelt, wenn man es teilt! – BESUCHSKARTENRÄTSEL: Sparkassendirektor. – SILBENRÄTSEL: 1. Droschke, 2. Roman, 3. Ansbach, 4. Truhe, 5. Unterschenkel, 6. Eignung, 7. Eichendorff, 8. Ärmel, 9. Liliput. 10. Allgäu, 11. Cherubini, 12. Hammer, 13. Jungfrau, 14. Nerfling, 15. Egoismus = Der Nachteule gefällt auch ihr Junges. – PYRAMIDENRÄTSEL: 1. E, 2. er, 3. Ger, 4. Eger, 5. Regen, 6. Bergen, 7. Buergen, 8. Ergebung, 9. Gutenberg. – EINER VORAN: Waffe – Atom – Lahr – Tort – Hesse – Edom – Reiter – Vaal – Oboe – Namen – Dahn – Egel – Rohr – Valois – Oran – Gleim – Eger – Leber – Weiche – Sirene – Iren – Decke – Elisa = Walther von der Vogelweide. – RIESENKREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Slang, 5. Krater, 9. Rabulist, 14. Buffo, 17. Pair, 18. Baude, 19. Ares, 21. Rade, 22. Tarif, 23. Inn, 24. Irene, 25. Scouts, 27. Kurat, 29. Magnifizenz, 35. Adele. 36. Waise, 38. Narben, 41. Aden, 42. Ode, 43. Detroit, 45. Ferne, 46. Omen, 47. Saat, 48. Oer, 49. gar, 50. Traum, 52. Null, 53. Elegie, 54. Pasteten, 55. Tabak, 56. Rom, 57. See, 59. Ruten, 60. Eos, 62. Nepal, 63. Orson, 65. labil, 66. Treiber, 68. Idee, 69. Pol, 70. Nabe, 71. Sen, 72. Manet, 74. ten, 75. Gin, 76. Aal, 78. Mut, 79. Unter, 81. Karre, 83. Segel, 85. Montana, 87. Nadir, 89. Erie, 90. Gas, 92. Lena, 93. Tee, 94. parat, 96. Not, 97. Pud, 98. Nut, 100. Batik, 101. Rat, 103. Riten, 104. Milan, 106. Roben, 107. Manegen, 109. Ader, 110. Rad, 111. rege, 112. Ner, 113. Eulen, 115. neu, 116. KO., 117. Kar, 118. Ion, 120. Sog, 121. urbar, 123. Kelle, 125. aesen, 127. Rapiere. 129. Legat, 131. Irin, 132. Ihr, 134. NATO, 135. Eta, 136. Steig, 138. Lab, 139. Sir, 140. Ohr, 142. Log, 144. Granit, 148. Konfetti, 155. Major, 158. Minen, 159. Aha, 161. Lade, 163. Aeren, 165. boes, 166. Agio, 168. Uri, 169. Aetna, 170. enorm, 172. Girl, 174. Amsel, 176. Sueden, 178. Falte, 179. Praesidenten, 182. Asiate, 185. laben, 187. Erbe, 188. Duo, 189. Nero, 190. genug, 191. Inge, 192. jung, 194. Remis, 196. Sea, 197. Ferse, 198. Name, 199. Nerven, 200. Eruption, 201. Lilie. – Senkrecht: 1. Spind, 2. Lanzen, 3. Ain, 4. Nr., 5. Kaelte, 6. Rune, 7. Ade, 8. Racine, 9. Reue. 10. Ast, 11. Ur, 12. lau, 13. Iden, 14. Barett, 15. Uran, 16. fit, 18. Brei, 20. Rose, 22. Tuba, 24. Idol, 25. Sari, 26. Sims, 27. Kran, 28. Kork, 29. Magie, 30. Adam, 31. Ger, 32. Formel, 33. Ida, 34. Zeus, 35. Arles, 36. Weg, 37. Met, 39. Ase, 40. Lea, 44. tun, 48. Ob, 50. total, 51. Meere, 56. Rupie, 58. Eosin, 59. Reben, 61. Sobat, 62. Nadel, 63. Orléans, 64. Nebel, 65. Liste, 66. Ton, 67. Rente, 69. Pan, 72. Mitra, 73. Taten, 75. Gurte, 77. legal, 78. Manie, 80. Reden, 81. Korea, 82. Engadin, 84. Linon. 85 Meter, 86. Aar, 88. Ratte, 91. San, 94. Puten, 95. Turin, 97. Pater, 99. Taler, 100. Biber, 102. tagen, 103. Rodeo, 104. Madeira, 105. Neger, 106. Ranke, 107. Mal, 108. Neuss, 110. Rur, 113. Eagle, 114. Nobel, 117. Kolin, 119. Nasen, 120. Sepia, 122. Regal, 123. Karte, 124. Eritrea, 126. Natal, 127. Riege, 128. Ehe, 130. Tobol, 133. Rio, 136. Sinne, 137. Ghana, 139. Sitte, 141. Rhoen, 143. Gage, 144. Gerten, 145. Nea, 146. Irma, 147. Tessin, 149. ob, 150. Note, 151. Fee, 152. es, 153. Tau, 154. Igel, 155. Moebel, 156. Or[illegible] [illegible]57. Riff, 158. Melba, 160. Arsen, 162. Ding, 164. Nein, 167 Idar, 169. Aare, 170. Eros, 171. Mi[illegible]a, 173. Lene, 175. Lage, 176. Seni, 177. Nemi, 178. Fes, 179. pur, 180. Dom, 181. [illegible]ur, 18[illegible]. Ter, 184. Wut, 186. Nil, 193. Go, 195. Si.

Fortsetzung von Seite 77

„schmutzige Wäsche" gewaschen wurde bei den Vorbereitungen zur Blitzscheidung.

Aber alle diese Vergünstigungen konnte Alexis nicht lange in Anspruch nehmen. Schon zweieinhalb Monate danach, am 28. Juni 1935, verunglückte er tödlich bei dem Versuch, den „Santa Fé-Expreß" mit seinem blauen Rolls-Royce-Kabriolett einzuholen. Überlebt hat dieses jähe Ende vor einem Chausseebaum nur seine Begleiterin, Baronin Maud von Thyssen. Nur mit einem Pyjama bekleidet, flog sie durch die Windschutzscheibe, brach sich das Rückgrat und mußte lange im Krankenhaus liegen.

Genau vierundzwanzig Stunden nach der Scheidung von Mdivani schloß Barbara ihre zweite Ehe mit einem Mann, der lange vorher schon allen Grund hatte, sich als Nachfolger Mdivanis zu fühlen. Court Graf Haugwitz-Reventlow (Elsa: „Ein arroganter Mann, der nichts von Mdivanis äußerlicher Anziehungskraft besaß") übernimmt freudestrahlend die Rolle des Ehemannes Nummer zwei, und beide schlagen das Dollarzelt in London auf.

„Ich bin glücklich wie noch nie", versicherte Dollarprinzessin Barbara. „Court ist ein betörender Gentleman."

Court ist nur Graf, dafür aber, im Gegensatz zum falschen Prinzen, durch und durch echt — sogar ein Preuße. Dem Vater, Oberstleutnant Georg von Haugwitz, wurden die beiden Eisernen Kreuze auf die Brust geheftet. Später, nach verlorenem Krieg, entschied er sich für die dänische Linie der Reventlow-Familie.

„Reventlow war ein berechnender, kalter Frosch, der von Natur aus gar nicht zu Barbara paßte", kommentierte Elsa. „Doch die Geburt von Söhnchen Lance Georg William Detlev-Christian — eine schwierige Sache übrigens: Kaiserschnitt — ließ vorübergehend die Sonne in dieser Ehe scheinen."

Es sah nun ein paar Monate lang so aus, als ob Barbara wirkliches Glück gefunden habe. Sie widmete sich ganz ihrem Kind. Während dieser Zeit schrieb sie drei Liebesgedichte. Elsa Maxwell, die schon manchen erfolgreichen Schlager und manches bekanntgewordene Chanson komponiert hat, vertonte diese drei Gedichte.

Söhnchen Lance lallte die ersten Worte, da äußerte Graf Reventlow den Wunsch, daß sein Sprößling in Dänemark erzogen werde. Er hielt offenbar nichts von amerikanischen Methoden — ganz im Gegensatz zur Frau Gräfin, die sich energisch gegen dieses Ansinnen wehrte.

Barbara war fest davon überzeugt, daß Reventlow seinen Sohn nach Dänemark entführen wollte. Diese Vorstellung wuchs sich in ihr zur fixen Idee aus. Sie alarmierte die Polizei, ließ zwei Beamte von Scotland Yard in ihre luxuriöse Residenz in Londons Regent Park kommen und erklärte ihnen:

„Mein Mann besitzt einen Revolver. Ich weiß das ganz genau. Es ist seine Absicht, mich zu erschießen, um dann ungestört das Kind rauben zu können."

Elsa kann sich eines Lächelns nicht erwehren, als sie davon erzählt.

Was weiter in der zweiten Ehe Barbaras geschieht, könnte aus einem Kriminalreißer stammen, den Hollywood dreht. Aber die Wirklichkeit ist viel verrückter.

„Also, das war so..." beginnt Elsa Maxwell.

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

FRAGEN VON HEUTE

Hilfe! Meine Schlummermutter liest meine Briefe!

Seit Anfang des vergangenen Semesters habe ich mir in der Universitätsstadt, in der ich studiere, ein möbliertes Zimmer gemietet. Das Zimmer war hell, freundlich, war zur Universität günstig gelegen und hatte den Vorzug, nicht allzu teuer zu sein. So gefiel es mir anfänglich recht gut. Auch mit der Wirtin kam ich zunächst sehr gut aus.

Leider stellte sich aber schon bald heraus, daß meine Zimmerwirtin geradezu krankhaft neugierig ist. So hält sie sich z. B. immer dann, wenn ich Besuch habe, im danebenliegenden Zimmer, das sie selbst bewohnt, auf, um durch die dünne Tür offensichtlich zu horchen und meine Unterhaltungen zu kontrollieren. Sie hat mich selbst schon einige Tage später auf Vorgänge angesprochen, die sie nur durch diese Lauscherei erfahren haben kann.

Neuerdings mußte ich nun auch feststellen, daß sie dazu übergegangen ist, meine Post zu lesen. So habe ich sie neulich dabei überrascht, wie sie eine Postkarte von mir las, und auch Drucksachen, die an mich gerichtet waren, hat sie schon häufig aus dem Umschlag herausgeholt und gelesen. Ich habe sie natürlich nunmehr sogar im Verdacht, daß sie nicht richtig verschlossene Briefe öffnet, liest und die Umschläge dann wieder zuklebt. Das kann ich zwar nicht beweisen, aber ich kann mir anders nicht erklären, daß meine Post oft auffällig spät bei mir eintrifft und die Briefumschläge mit Klebstoff verklebt sind. Was kann ich gegen diese Spitzelei machen? Gibt es gesetzliche Möglichkeiten, sich dagegen zu wehren?

M. R., München

Das Problem, das Sie da angeschnitten haben, ist in Universitätsstädten wohl recht aktuell, und viele Ihrer Kommilitonen werden sich wegen der bekannten Zimmernot oftmals gegen derartige Wirtinnentypen kaum zur Wehr setzen können. Infolgedessen ist natürlich mein Rat, mit juristischen Mitteln gegen die Wirtin vorzugehen, immer ein zweischneidiges Schwert; erfahrungsgemäß wird eine solche Maßnahme mit der Kündigung enden. Trotz dessen sollten Sie sich, wenn Sie nur irgendeine Aussicht auf ein anderes Zimmer haben, nicht verdrießen lassen, sich dagegen zu wehren, denn einer muß schließlich solcher Neugier einmal Schranken setzen. Hierzu gibt es durchaus rechtliche Wege.

Art. 10 des Grundgesetzes erklärt das Briefgeheimnis für unverletzlich, und das Strafgesetz schützt durch seinen § 299 das Briefgeheimnis dadurch, daß es seine Verletzung mit Geldstrafe oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten ahndet. Dieser Schutz des Strafgesetzbuches bezieht sich allerdings nur auf das Öffnen verschlossener Briefe. Wenn Sie also nachweisen können, daß Ihre Wirtin tatsächlich an Sie gerichtete verschlossene Briefschaften öffnet, können Sie ihr deutlich machen, daß sie sich in erheblichem Maße strafbar macht. Die Staatsanwaltschaft würde einen solchen Fall sicher verfolgen.

Dabei hat die Rechtsprechung an die strafbare Verletzung des Briefgeheimnisses gar keine hohen Anforderungen gestellt, sondern eine strafbare Handlung sogar dann angenommen, wenn der Briefumschlag selbst gar nicht verletzt wird. In einem Falle, der sogar schon 1890 entschieden worden ist, hatte ein Postbote den ungenügenden Verschluß eines Briefumschlages durch Zusammendrücken so erweitert, daß er — ohne den Umschlag selbst zu verletzen — den inliegenden Brief herausziehen, lesen und wieder hineinstecken konnte. Auch das ist bereits strafbar.

Entgegen landläufiger Meinung gilt dieser Schutz des Briefgeheimnisses übrigens auch gegen Indiskretionen im Familienkreis. Zwar wird man den Eltern, denen nach § 1631 BGB die Sorge für die Person ihrer Kinder zusteht, das Recht zugestehen müssen, die Post ihrer minderjährigen Kinder zu öffnen und zu lesen, falls sie erziehungsmäßige Bedenken gegen die Korrespondenz der Kinder haben. Ehegatten dagegen, die ohne Erlaubnis und gegen den Willen ihres Ehepartners dessen Briefe öffnen und lesen, machen sich nach einhelliger Auffassung gemäß § 299 StGB strafbar.

Dies alles gilt allerdings nicht für offene Postkarten und nicht verschlossene Drucksachen. Auch hier besteht aber selbstverständlich ein persönlicher Schutz, der nicht durch das Strafrecht, wohl aber durch das Zivilrecht verbürgt ist. In besonders kritischen Fällen besteht daher durchaus die Möglichkeit, mit einer sogenannten einstweiligen Verfügung der Neugier der Wirtin ein Ende zu setzen bei einer entsprechenden Strafandrohung, die das Zivilgericht in einem solchen Falle ausspricht.

Ich muß Ihnen überlassen, ob es Ihnen bei der Zimmernot, die heute herrscht, angemessen erscheint, so schwerwiegende Schritte einzuleiten. Mindestens aber sollten Sie in einem offenen Gespräch Ihrer Vermieterin von Ihren Beobachtungen Kenntnis geben und sie in geeigneter Form auf die Rechtslage hinweisen. Wahrscheinlich wird dies schon genügen, um Sie und weitere „Studentengenerationen" vor der unliebsamen Neugier der Vermieterin zu schützen.

Dr. WALD
Juristischer Berater der BUNTEN

Reicht meine Sozialversicherungsrente zum Leben? Was kann ich tun, um sie zu verbessern?

Ein Lebensversicherungsfachmann erklärte mir kürzlich, wer für seine Angehörigen und sich selbst für alle Fälle ausreichend vorsorgen wolle, müsse neben seiner Zugehörigkeit zur Sozialversicherung noch eine Lebensversicherung abschließen. Seine Begründung leuchtete mir ein. Dennoch erbitte ich Ihr neutrales Urteil, bevor ich einen Lebensversicherungsvertrag abschließe.

D. G., Hamburg

Tatsächlich ist die Sozialversicherung, ja selbst die Beamtenversorgung, nicht frei von Lücken. Das ist begreiflich, denn wollte der Staat seine Bürger gegen alle Fährnisse des Lebens ausreichend sichern, müßten andererseits seine Steuerforderungen an jeden seiner Bürger noch sehr viel höher ausfallen, denn nur daher kann er ja das Geld beziehen, das er verteilt.

Daher reichen die Renten im allgemeinen nicht aus. Als Beispiel die Durchschnittshöhen neu gewährter Renten für Männer im Bereich einer Landesversicherungsanstalt im Sommer 1962: für Berufsunfähige 160,60 DM, für Erwerbsunfähige 237,90 DM, für Altersruhegeldempfänger nach Vollendung des 65. Lebensjahres 251,40 DM. Um ein Drittel bis um die

Hälfte waren die Frauenrenten niedriger; die Durchschnittswitwenrente betrug 135,60 DM monatlich.

In Kurzform stellen wir die Unterschiede gegenüber:

Die Lebensversicherung zahlt, wenn die dafür vereinbarte Bedingung eintritt, sofort und in voller Höhe. Die gesetzliche Rentenversicherung leistet Berufs- und Erwerbsunfähigkeit- und Hinterbliebenenrenten nur, wenn der Versicherte mindestens 60 Beitragsmonate entrichtet hatte, Altersruhegeld erst, wenn 180 Beitragsmonate erfüllt sind. Die Sozialversicherungsrentenhöhe hängt ab von der Höhe der bis dahin eingezahlten Beiträge, ist also vor allem in den ersten Jahren außerordentlich niedrig, zum Leben viel zu wenig, wenn auch zum Sterben noch zuviel.

Laufend erhöht sich die Lebensversicherungssumme durch verzinste Gewinnanteile für den Versicherten, wogegen sich die Höhe der Sozialrenten nach dem Durchschnittseinkommen aller Versicherten richtet. Das kann eines Tages auch fallen. Außerdem ist die Finanzlage der gesetzlichen Rentenversicherung so ungünstig, daß Beitragserhöhungen, Erhöhung des Staatszuschusses oder Rentenkürzungen in absehbarer Zeit bevorstehen.

Die Lebensversicherung zahlt immer in voller Höhe, unabhängig von anderen Einkommen des Versicherten, und der Anspruch darauf ist auch allen Hinterbliebenen sicher. Bei Rentenbezug aus der Sozialversicherung ist die Kürzung anderer Rentenbezüge aus öffentlichen Kassen möglich. Sollten zudem der Versicherte und seine Frau vor Erreichung des Rentenalters sterben, zahlt die soziale Rentenversicherung nur Waisenrente, bis die Kinder 18 oder, unverheiratet und noch in Berufsausbildung, 25 Jahre alt sind.

Die Lebensversicherungspolice wird als Wertpapier auch als Pfand für Kredite angenommen, die Sozialversicherung ist nicht zu beleihen. Außerdem leistet die Lebensversicherung gegen geringfügigen höheren Beitrag bei Unfalltod die doppelte Summe. Die Sozialversicherungsrente ist auch in diesem Fall nicht zu erhöhen.

Und man darf letztlich nicht vergessen, daß mindestens 20 Prozent der Lebensversicherungsbeiträge der Staat in der Form für den Versicherten zahlt, daß er Steuerzahlungen um diesen Betrag ermäßigt, sofern der Sonderausgabenfreibetrag von 536 DM im Jahr ausgenutzt wurde. Das haben aber die meisten. Für den Sozialversicherten bildet eine Lebensversicherung also eine sinnvolle Ergänzung, um seine Angehörigen wenigstens finanziell bei frühzeitigem Verlust des Ernährers vor Not zu schützen und für ein auskömmliches eigenes Alter vorzusorgen. HORST BELOCH

Warum müssen unsere Kinder so viel lernen?

Vierzehnjährige seien noch nicht berufsreif, las ich vor einigen Tagen mal wieder. Man müsse das neunte Schuljahr einführen. Das ist doch alles dummes Zeug! Mein Vater hat schon mit vierzehn Jahren im Bergwerk gearbeitet, und wir waren auch nur acht Jahre in der Schule und haben doch alles Nötige gelernt. Diese ganzen Neuerungen, wo wir sowieso zu wenig Arbeitskräfte haben. Meinen Sie nicht auch? K. G., Frankfurt

„Mitnichten", sagt unser Psychologe Dr. Schmidt. Er schreibt:

Viele Kinder kommen zu früh in die Schule, und so ziemlich alle werden zu früh entlassen. Manche Entwicklungsstörung würde vermutlich vermieden, wenn der Mensch erst mit sieben Jahren die Schulbank drücken müßte. Aber ärger als das ist die Entlassung der Vierzehnjährigen in das Berufsleben.

Professor Hellbrügge von der Münchner Universitäts-Kinderklinik formulierte es kürzlich so: „Seine Kraft, die nur sechzig Prozent der eines Fünfundzwanzigjährigen beträgt, wird zumeist überfordert, seinem geistigen Stand nicht Rechnung getragen."

Tatsächlich läßt man sich oft von der körperlichen Länge der meisten Jugendlichen täuschen. Man meint, ein aufgeschossener Bursche habe auch schon einen entsprechend entwickelten Verstand. Nun zeigt die Statistik zwar, daß die Jugend von heute ihre Altersgenossen von 1900 um durchschnittlich zehn Zentimeter überragt. Sie wachsen schneller, aber der Geist hält nicht Schritt. Die Auseinandersetzung mit dem Berufsleben aber ist eine geistige Auseinandersetzung, und die fällt genau in jene Zeit, in der die meisten Jugendlichen genug mit eigenen Problemen zu tun haben: in den Beginn der Pubertät.

Kein Wunder, daß viele Lehrlinge mit diesen Schwierigkeiten von allen Seiten nicht fertig werden. Ergebnis: nervöse Störungen, Entwicklungshemmungen, schlechte Leistungen und klagende Unternehmer.

Die Schulzeit um zwei Jahre zu verlängern, in denen der junge Mensch auch schon auf seinen künftigen Beruf vorbereitet wird, ein allmählicher Übergang vom Ernst der Schule zum Ernst des Lebens — das wäre eine Lösung, von der letztlich alle profitieren würden. Aber bis sich diese Erkenntnis durchsetzt, dürften noch viele Jahre vergehen.

Ob der Weltuntergang wirklich schon feststeht?

Gleich nach dem Tod Johannes' XXIII. redete wieder alle Welt von den Weissagungen des Malachias. Angeblich hat der Heilige schon vor Jahrhunderten die kommenden Päpste vorausgesagt und auch den Termin des Weltuntergangs prophezeit. Was hat es mit diesen Prophezeiungen in Wirklichkeit auf sich? U. B., Köln

Unser kirchenhistorischer Mitarbeiter Dr. Heinrich Bernardson schreibt dazu:

„Flos florum", Blume der Blumen, so lautet der symbolische Name des kommenden Papstes nach der Malachias-Weissagung: Die Kirche soll unter ihm in der schönsten Blüte dastehen, so versucht man diese Worte zu deuten. Der letzte Papst wird Petrus II. von Rom sein, der in der Verfolgung der Endzeit die Herde unter vielen Trübsalen weiden wird. Danach wird die Sieben-Hügel-Stadt (Rom) zerstört werden, und der furchterregende Richter wird Gericht halten.

Welche Verbindlichkeit kommt dieser Weissagung zu? Kurz gesagt: keine! Denn die sogenannte Papstweissagung des Malachias ist eine Fälschung des späten 16. Jahrhunderts. Sie wurde unter dem Namen des hl. Erzbischofs Malachias von Armagh in Irland († 1148) erst im Jahre 1595 von dem belgischen Benediktiner Arnold Wion in einer Sammlung des Lebens und Wirkens bedeutender Benediktiner veröffentlicht.

Leider berichtet Pater Wion nicht, woher er den Text der „Weissagung des Malachias" erhalten hat. Er erwähnt nur, er habe die Prophezeiung, weil sie seines Wissens noch ungedruckt sei, auf Wunsch vieler aufgenommen. Die Autorschaft des hl. Malachias stellt er nicht als Tatsache, sondern als Gerücht hin. Trotzdem fand die Weissagung eine große Verbreitung. Schon 1607 wurde sie ins Deutsche übersetzt und hat seitdem immer wieder die Gemüter erregt.

Vor dem 16. Jahrhundert wissen wir von einer solchen Weissagung des Malachias nichts; weder der hl. Bernhard von Clairvaux, ein Freund und Zeitgenosse des Malachias, erwähnt in seiner ausführlichen Lebensbeschreibung des Heiligen, in der er dessen Wundertaten und Sehergabe rühmt, irgend etwas von einer von Malachias stammenden Papstweissagung, noch berichten darüber die Theologen und Geschichtsschreiber der nachfolgenden Jahrhunderte.



Friedlich floß das Leben in der kleinen Stadt – bis das Entsetzliche geschah

Der Fall Borell

Kriminalroman von Cassius Corten

Der Bilderdieb Bing ist ein brutaler Schläger. Aber ist er auch ein Mörder? Hat er wirklich den reichen Junggesellen Walter Borell auf dem Gewissen? Staatsanwalt Spachtholz hält es für erwiesen, daß Bing sich zur Zeit der Tat im Stuttgarter Polizeipräsidium aufhielt. Der Staatsanwalt ist auch nach wie vor davon überzeugt, daß Borell von seinem Neffen Richard im Streit erstochen wurde. Rechtsanwalt Rix will Richard Borell entlasten. Auf der Suche nach dem Täter hat er den Kunstmaler Henry in die Zange genommen. Henry hat erst behauptet, er habe Walter Borell bei einem Besuch in dessen Villa noch lebend angetroffen. Dann gesteht er, daß Borell schon tot war. Er beteuert aber, die Leiche habe nicht die geringste Verletzung aufgewiesen. Und doch war Walter Borell wenig später mit sieben Stichwunden aufgefunden worden. Was ist wahr? Was ist gelogen?

Auch der Freitagmorgen war glühend heiß. Wie eine feuerrote Kugel rollte die Sonne über die Stadt dahin. In den Straßen war die Hitze bereits jetzt, zwei Stunden vor Mittag, schier unerträglich. Im Büro des Staatsanwalts kämpfte der altersschwache Ventilator einen aussichtslosen Kampf gegen die stickige Schwüle, die sich im Raum ausbreitete.

Die Herren saßen um einen runden Tisch. Rix gegenüber hatte sich der Stuttgarter Kommissar Feldmann niedergelassen. Neben Staatsanwalt Spachtholz saß jener Herr, der sich als Dr. Götz vorgestellt hatte.

Feldmann war mittelgroß und etwa Anfang der Fünfzig, sein Gesicht sonnenverbrannt. Dr. Götz sah dagegen noch sehr jugendlich aus. Er war schmächtig. Seine Brille mit Goldrand verlieh ihm ein etwas spitzfindiges Aussehen. Nervöser Kettenraucher, zündete er sich soeben wieder eine neue Zigarette an. Rix ließ sich von ihm Feuer geben.

Unterdessen wandte sich der Staatsanwalt an Feldmann: „Die Herren sind also gekommen, um Bing abzuholen."

„Ja", sagte Feldmann. „Die nötigen Unterlagen haben wir dabei."

„Er kommt in ein Sanatorium", ergänzte Dr. Götz. „Das ist das beste für ihn."

„Wie beurteilen Sie als Psychiater seinen Fall?" fragte Rix.

„Schizophrenie", sagte Dr. Götz. Er lehnte sich zurück und blies eine Rauchwolke zur Decke, wo sie der Luftsog des Ventilators auseinanderwirbelte. „Alexander Bing leidet damit an der gleichen Geisteskrankheit wie etwa vier vom Tausend unserer Bevölkerung. Ich kenne ihn schon seit zwei Jahren. Im Grund ein harmloser Fall."

„Nun lassen Sie aber die Kirche im Dorf!" begehrte Rix auf. „Ihr harmloser Fall hat mir eins über den Schädel gegeben, daß ich die Engel in ganzen Chorälen singen hörte. Und Burowski war fast eine Viertelstunde bewußtlos, nachdem ihm Ihr Unschuldslamm Bing eins verpaßt hatte."



Auf dem Tisch lag die Leiche des ermordeten Walter Borell. Der Gerichtsarzt schlüpfte in seine Gummihandschuhe. Die Obduktion begann...

Der Psychiater lächelte wissend. „Gewiß. Deshalb nehmen wir ihn auch jetzt in Verwahrung. Aber vorher hatte er ja noch nichts Schlimmes angestellt. Er hatte einen Tick, das war alles. Viele Menschen haben einen Tick. Bei dem einen ist er größer, bei dem andern geringer. Bing bildete sich ein, er müsse Kaiserkronen retten, die er vorher gestohlen habe. In Wirklichkeit hatte er sie natürlich nicht gestohlen, ja, es gab sie nicht einmal.

Im Privatberuf war Bing Maurer. Aber er besuchte fleißig die Volkshochschule, und von seinem Interessengebiet wußte er eine ganze Menge. Er brachte es nur ein bißchen durcheinander. Er hatte also wohl zum Beispiel bei einem Besuch im Essener Münster auf einer Marienstatue eine Krone gesehen. Gleichzeitig las er zufällig einen historischen Roman über

Kaiser Friedrich Barbarossa. Und auf irgendwelche Weise, vielleicht bei einem Gespräch mit einem Antiquitätenhändler, erfuhr er, daß Herr Borell Kunstgegenstände sammelte. Das warf er dann alles durcheinander. In seinem verwirrten Gehirn reimte er sich eine Geschichte zusammen, daß er selbst die von ihm gestohlene Krone Borell wieder entreißen müsse."

„Ach, so ist das", sagte Spachtholz und streifte Asche von seiner Zigarette.

„Das hat er schon oft so gemacht", erläuterte Dr. Götz. „Aber bisher hatte er sich immer damit begnügt, dumme Geschichten zu erzählen. Diesmal jedoch hat er sozusagen der Krone die Krone aufgesetzt", meckernd belachte er seinen eigenen Kalauer. „Nein, in fremde Häuser einzusteigen und Menschen niederzuschlagen, das geht denn doch zu weit. Schade — abgesehen von dem Kronentick war er ganz normal."

„Na, ich danke!" brummte Kommissar Feldmann.

„Ach ja, Herr Kommissar", wandte sich Rix an ihn. „Sie können also bestätigen, daß Bing am Montagmorgen in Stuttgart war?"

Der Kommissar nickte. „Ich hatte selbst Dienst. So gegen zehn kam dieser Bing zu mir und wollte unbedingt den Polizeipräsidenten sprechen. Ich fragte, was er denn auf dem Herzen habe. Er tat sehr geheimnisvoll und behauptete, nur Präsident Knöpfle dürfe erfahren, was er mitzuteilen habe.

Nun, unsereiner ist ja komische Käuze gewöhnt. Bei jedem Mord zum Beispiel melden sich bei uns die Leute dutzendweise. Sie reißen sich geradezu darum, die Tat begangen zu haben. Die meisten von ihnen sind zum Glück alte Bekannte, so daß wir nicht viel Zeit mit ihnen verlieren. Aber da wir nun einmal auf Hinweise aus der Bevölkerung angewiesen sind, müssen wir auch solche Spinner in Kauf nehmen. Und dieser Bing machte an sich einen vernünftigen Eindruck.

Ich ließ ihn also warten, bis der Präsident für ihn Zeit hatte. Und auch Dr. Knöpfle ist zuerst auf ihn hereingefallen. Ich sage Ihnen ja, der Mann drückte sich sehr gebildet aus. Er machte dem Präsidenten weis, er wisse von einem Kunstraub. Ein gewisser Walter Borell besitze eine Kaiserkrone und habe sie in seiner Villa versteckt."

„Daß er selbst sie gestohlen habe, sagte er wohlweislich nicht?" warf Spachtholz ein.

„Nein. So gerissen war er schon. Für uns war es einwandfrei eine Anzeige. Wir notierten uns Bings Adresse. Eine Rückfrage in Essen ergab dann aber, daß im dortigen Münster gar keine Krone fehlt. Wir schickten nun einen Beamten zu Bings Angehörigen und erfuhren, er sei verreist, ohne zu sagen, wohin. Wir bekamen noch heraus, daß Bing nicht alle Tassen im Schrank hat, und damit war für uns die Sache erledigt."

Dr. Götz blickte auf die Uhr und versorgte sich hastig mit einer frischen Zigarette. „Ich glaube, wir müssen aufbrechen, wenn wir unseren Schutzbefohlenen noch rechtzeitig in der Heilanstalt abliefern wollen."

Staatsanwalt Spachtholz erhob sich steif. „Auch ich bin in Eile. Ich muß gleich zu einer Obduktion." Sein Blick traf sich mit dem von Bruno Rix. Der Rechtsanwalt sagte nichts. Die Herren schüttelten sich die Hände und gingen in verschiedenen Richtungen auseinander.

*

Rix saß zu Hause und stocherte in seinem Mittagsmahl herum. Es wollte ihm nicht schmecken, obwohl Apfelstrudel sonst zu seinen Leibspeisen gehörte. Ungeduldig wartete er auf Herbert Wiegand.

Es wurde halb ein Uhr. Es wurde eins. Mutter Maier trug den Kaffee auf. Außer dem aromatischen Getränk hatte sie heute nichts zu bieten: Vergeblich hatte sie versucht, beim Einkaufen und bei kleinen Schwätzchen mit Nachbarinnen etwas herauszuhorchen, was Rix bei der Aufklärung des Mordfalles Borell dienen konnte.

Die Turmuhr schlug zwei. Rix goß sich die vierte Tasse Kaffee ein. Plötzlich zuckte er zusammen, um ein Haar hätte er sich die Finger verbrüht mit dem heißen Getränk. Von draußen klang wieder die leidige Melodie an sein geplagtes Gehör: „Der Mond ist aufgegangen".

Rix sprang auf und warf das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten. „Der Wald steht schwarz und schweiget", seufzte er. „Aber dieses verdammte Nachbarskind schweiget nicht, und wer dabei schwarz wird vor Wut, das bin ich. Wie mag man nur einen so hoffnungslos unbegabten Balg immer wieder ans Klavier zwingen! Der spielt ja jeden Tag falscher."

Plötzlich hellte sich seine Miene auf. Er sah, wie Referendar Wiegand die Straße überquerte und auf das Haus zukam. Rix eilte ihm entgegen und öffnete die Tür. Der breitschultrige Mann war bleich wie eine frischgetünchte Krankenhauswand. Mit staksigen Schritten trat er ein.

„Nun?" erkundigte sich Rix gespannt.

Wiegand ließ sich auf einen Stuhl fallen, daß das altmodische Bastgeflecht knirschte. „Brrr", sagte er. „Da bringen mich keine zehn Gäule mehr hin!"

„War es denn so gräßlich?"

„Geben Sie mir bitte eine Tasse Kaffee, aber heiß und stark. Ich kriege heute mittag keinen Bissen mehr hinunter."

„Hat wenigstens alles geklappt?"

Wiegand nickte. Der Kaffee belebte ihn wieder so weit, daß er zusammenhängend berichten konnte. „Ich habe es genauso gemacht, wie Sie es mir geraten haben. Um zehn Uhr bin ich vor der Leichenhalle aufgekreuzt und habe wissenschaftlichen Eifer geheuchelt. Ich kam ohne weiteres 'rein. Einen von den Studenten, die bei der Obduktion zusehen wollten, habe ich sogar gekannt."

Gierig schlürfte er die zweite Tasse. Dann begann er Rix zu schildern, was er erlebt hatte.

*

Trotz des heißen Augusttages war es im Sektionsraum der Leichenhalle ziemlich kühl. Durch die trüben vorhanglosen Fenster konnte man die Wipfel freundlicher Birken erkennen und das gewaltige Steinkreuz, das den Platz vor der Leichenhalle überragte. Der Sektionsraum sah aus wie ein unbehagliches Schulzimmer, kahl und nüchtern. Auf der einen Seite hatte der Friedhofswärter ein Tischchen aufgestellt, an dem die protokollführende Sekretärin Platz genommen hatte. Daneben saßen auf einer Reihe wackliger Stühle Amtsgerichtsrat Krogewitz, der alte Medizinalrat Dr. Pause, Staatsanwalt Spachtholz und Kriminalhauptkommissar Schulz. Hinter ihnen hockten auf einer zweiten Stuhlreihe mehrere Studenten — unter ihnen Referendar Herbert Wiegand.

Auf allen Gesichtern klebte derselbe Ausdruck einer betonten Munterkeit, eines gelassenen Interesses, mit dem sie ihre Nervosität und das Grauen, das unwillkürlich in ihnen aufstieg, zu übertünchen versuchten.

Denn auf der anderen Seite des Zimmers lag die nackte Leiche des ermordeten Walter Borell. Das weiße Tuch, das sie im Transportsarg bedeckt hatte, war vom Obduktionsgehilfen Möller abgenommen worden, als er zusammen mit dem Friedhofswärter die Leiche auf die Terrazzoplatte des Sektionstisches gelegt hatte.

Quer über den Beinen des Toten stand ein niedriger hölzerner Bock, auf dem neben einer großen braunen Flasche Formalin die Bestecke des Obduzenten blitzten. Unter den Sektions-

Bitte umblättern

Der Fall Borell

Fortsetzung von Seite 83

tisch hatte Möller einen metallenen Topf geschoben, der dazu dienen sollte, später das Gehirn des sezierten Leichnams aufzunehmen. Eine Reihe von Gläsern mit Bügeln und Dichtungen waren für die sicherzustellenden Körperorgane bestimmt.

Es war ganz still im Raum, nur im Waschbecken neben dem Sektionstisch gurgelte ohne Unterlaß das Wasser, damit der Obduzent darin jederzeit Schwämme säubern oder Instrumente abspülen konnte.

In einem weißen kurzärmeligen Kittel, weißen Gummischuhen und weißer Gummischürze betrat der Gerichtsmediziner aus der nahen Universitätsstadt, Dr. Philipp Kurz, das Zimmer. „Also, dann wollen wir mal", sagte er zu dem Gehilfen, der ihm eilfertig die Hände einpuderte, dann ein Paar hellbraune, an der Oberfläche geriffelte Gummihandschuhe ebenfalls mit Puder bestäubte und sie ihm hinhielt, damit sein Chef bequem hineinschlüpfen konnte.

Auf seinem Platz dicht an der Wand hatte Herbert Wiegand den Eindruck, als breite sich allmählich ein süßlicher, fader Geruch aus, und trotz der Kühle im Raum begann ihm Schweiß auf die Stirn zu treten. Aber er nahm sich zusammen und konzentrierte sich auf das Geschehen am Obduktionstisch.

Neben der Leiche hatte inzwischen Kriminalhauptkommissar Schulz Aufstellung genommen und berichtete in geschraubtem Amtsdeutsch dem interessierten Obduzenten, wo und in welchem Zustand er die Leiche gefunden hatte. Dr. Kurz begnügte sich mit wenigen prägnanten Fragen, dann durfte Schulz sich auf seinen Stuhl zurückziehen. Medizinalrat Dr. Pause, der als sogenannter Erster Obduzent laut Vorschrift nichts zu tun hatte als zuzusehen, verzichtete auf Fragen. Er war bereits hinreichend im Bilde über den ganzen Fall — wie ja fast jedes Kind in dem kleinen Klatschnest Reichenburg.

Gerichtsmediziner Dr. Kurz, dem bei der Obduktion die ganze Arbeit oblag — und der deshalb sinnigerweise die amtliche Bezeichnung Zweiter Obduzent trug —, streifte die Leiche mit einem langen Blick und wandte sich dann dem ältlichen Fräulein zu, das sich mit bekümmerter Miene hinter ihrer Schreibmaschine hinbuckelte und, wie bei jeder Obduktion, strenge Abscheu auszustrahlen bemüht war, obwohl sie schon mindestens hundert Sektionen routinemäßig protokolliert hatte.

„Sind Sie bereit, Fräulein Hubertus?" fragte Dr. Kurz, und sie bewegte ihr spitzes Kinn heftig auf und ab. Kurz begann: „Die Leiche ist männlichen Geschlechts, etwa sechzig Jahre alt, einhundertsiebzig Zentimeter groß und pyknischen Typs."

Die Zuschauer betrachteten gelangweilt ihre Schuhspitzen, Fräulein Hubertus bearbeitete die Tasten und wiederholte flüsternd: „... pyknischen Typs."

Inzwischen beschrieb der Obduzent schon die Todeszeichen, die Leichenstarre, die er für schwach ausgeprägt befand, die Leichenkälte, die Trübung der Hornhaut sowie die Totenflecke, die Fräulein Hubertus als „rotviolett, etwas hell gefärbt" ins Protokoll eintrug.

Fortwährend diktierend, begutachtete Dr. Kurz die Kopfhaut des Toten, wobei der Gehilfe geschickt die Haare des Leichnams zur Seite strich. Vornübergebeugt, untersuchte der Obduzent die Ohrenöffnungen des Ermordeten, die Nase, den Mund. Plötzlich fuhr er empört herum. Bei den Zuschauern hatte sich der behäbige Medizinalrat Dr. Pause eine Zigarette angezündet.

„Aber Herr Kollege, ich muß doch sehr bitten", erregte sich Dr. Kurz „Wie soll ich denn hier etwas riechen, wenn Sie die ganze Luft verpesten."

Wütend zerquetschte der Medizinalrat seinen Glimmstengel. Der Obduzent betrachtete sich das Messer, das der Mörder im Hals seines Opfers stekkengelassen hatte, und diktierte Fräulein Hubertus eine eingehende Beschreibung. Dann widmete er sich den Verletzungen selbst.

„An der linken Halsseite finden sich vor dem großen Kopfnickermuskel drei parallel zum vorderen Rand dieses Muskels verlaufende, jeweils fünfundzwanzig Millimeter lange, am unteren Ende schwalbenschwanzförmig ausgezogene glattrandige Verletzungen, aus denen Blut nach hinten abgelaufen ist."

„Nach hinten abgelaufen ist", tippte die Tippse. „Haben Sie »nach hinten«?" fragte Dr. Kurz zurück. Er räusperte sich. „Das ist nämlich sehr eigenartig — diese Bemerkung schreiben Sie natürlich nicht mit." Er ließ sich vom Sektionsgehilfen einen Schwamm reichen. „Die Verletzungsränder sind nicht durchgeblutet", sagte er dann. In den Zuschauerreihen richtete sich der Medizinalrat verblüfft auf. Dr. Kurz fuhr fort: „Bei einem Einschnitt trifft man hier auf geringe Blutansammlungen im Gewebe, die sich mit dem Schwamm leicht auswaschen lassen."

„Wie soll ich das verstehen, Herr Kurz?" meldete sich Medizinalrat Dr. Pause zu Wort. „Das scheint mir doch höchst ungewöhnlich." Aber Dr. Kurz ließ sich auf keine Diskussion ein und vertröstete seinen Kollegen auf später. Inzwischen war er zu dem übergegangen, was er bei sich die „Grobarbeit" zu nennen pflegte. Mit einem großen Messer zog er einen Schnitt vom Hals der Leiche bis hinunter zum Schambein. Er öffnete die Bauchhöhle, trennte mit der Rippenschere ein trapezförmiges Stück Brustwand heraus, hob es ab und legte es beiseite. Immer weiter diktierend, untersuchte er die Brusthöhle. Er öffnete den Herzbeutel, nahm eine kleine Schöpfkelle und füllte ihn mit Wasser an. „Herz steigt nicht nach oben", sagte er laut. Auch als er erst die rechte, dann die linke Herzkammer anstach, kam keine Luft heraus. „Herzkammer enthält kein Gas, sondern flüssiges Blut", gab er zu Protokoll, was Medizinalrat Dr. Pause bewog, bedeutsam mit den Augenbrauen zu wippen und etwas von fehlender Luftembolie zu bemerken.

Ohne Hast, aber sehr angespannt arbeitend, setzte Dr. Kurz die Sektion fort. Er ließ eine elektrische Säge surren, hob das Schädeldach des Toten ab, nahm das Gehirn heraus, schnupperte daran und schüttelte den Kopf. Er schien nichts Verdächtiges zu riechen. „Blut im Hirn ist flüssig", diktierte er. Nun nahm er ein langes Messer zur Hand.

„Haben Sie so was schon mal mitgemacht?" wurde Referendar Wiegand unter der Hand von dem neben ihm sitzenden Kommilitonen gefragt. Wiegand schüttelte den Kopf, und der Nachbar riet ihm treuherzig: „Dann sehen Sie jetzt besser weg."

Wiegand schloß aber nicht die Augen. Und so sah er, wie der Obduzent von unten mit dem Messer in den Hals hineinfuhr, die Zunge mit den Halsorganen löste und dann alles, einschließlich der Lungen und des Herzens, aus dem Brustkorb herauszog.

Nachdem er die Speiseröhre abgeklemmt hatte, damit nichts aus dem Magen herauslaufen konnte, untersuchte er Zunge, Luftröhre, Speiseröhre, Herz und Lungen.

Als Fräulein Hubertus den Befund tippte: „Im Bereich der großen Halsgefäße nur oberflächliche Verletzungen. Luftröhre, Kehlkopf unversehrt", wetzte Medizinalrat Dr. Pause aufgeregt auf seinem Stuhl hin und her. „Das ist eine Sensation", kommentierte er dröhnend.

Fräulein Hubertus sah sich dadurch veranlaßt, den Blick zu heben und hinüberzuschielen zum Sektionstisch. Was sie sah, ließ sie laut wimmern und schnell zur Handtasche greifen. Sie zog ein Fläschchen Kölnisch-Wasser hervor, benetzte ihr Taschentuch und führte es zur Stirn.

Ruckartig richtete sich Dr. Kurz auf, der soeben den Magen auf den hölzernen Bock gelegt hatte. „Sind Sie von allen guten Geistern verlassen?" herrschte er die Sekretärin an. Errötend ließ sie Fläschchen und Tuch wieder in der Handtasche verschwinden. „Ich muß doch was riechen können", murmelte Dr. Kurz, schon wieder ganz in seine Aufgabe vertieft. Er löste die Klemme des Magens, fuhr mit einer Knopfschere hinein, und schon strömte ihm ein bezeichnender Geruch entgegen — Bittermandel.

„Das Gasspürgerät, bitte", verlangte er vom Sektionsgehilfen. Dr. Kurz erhielt es und entleerte sorgsam den Mageninhalt in ein Glas. Nach einiger Zeit hob er den Deckel ab, fuhr mit dem Prüfröhrchen des Gasspürgeräts hinein und saugte die Luft, die über dem Mageninhalt stand, durch das Röhrchen, dessen Reaktionsschicht sich sofort verfärbte. Der Obduzent stieß einen leisen Pfiff aus.

Nachdem er seine Untersuchung routinemäßig zu Ende geführt hatte, diktierte er gelassen sein abschließendes Gutachten: „Der bei der Leicheneröffnung erhobene Befund entsprach einem Tod an Zyanwasserstoffvergiftung, worauf der Bittermandelgeruch des Mageninhalts, das flüssige Blut in den großen Gefäßen sowie die etwas helle Farbe der Totenflecke hinweisen. Eine Bestätigung dieses Befundes durch eine chemische Analyse des Mageninhalts ist angebracht. Die Hals- und Brustverletzungen sind jedenfalls nach dem Tod entstanden."

Staatsanwalt Spachtholz machte ein betretenes Gesicht. Aber der alte, eigensinnige Medizinalrat Dr. Pause, der sonst selten ein gutes Haar an einem Kollegen ließ, konnte es kaum abwarten, bis Dr. Kurz sich die Hände gewaschen hatte. Er trat auf den Gerichtsmediziner zu, schüttelte ihm bewegt die Rechte und sagte: „Alle Hochachtung, Herr Kollege. Wer hätte so was für möglich gehalten."

*

„Ja, wer hätte so etwas für möglich gehalten", sagte auch Rechtsanwalt Rix, nachdem Referendar Wiegand seinen Bericht beendet hatte. „Walter Borell wurde also vergiftet, und die Stichverletzungen wurden ihm erst nach seinem Tod zugefügt. Dabei habe ich immer gemeint, eine Leiche könne nicht mehr bluten."

„Das habe ich auch einmal irgendwo gelesen", antwortete Wiegand. „Aber es stimmt nicht. Ich habe mich nach der Obduktion mit Dr. Kurz darüber unterhalten. Er war sehr aufgeschlossen, kein engstirniger Fachmann und Haarspalter. Er hat mir erklärt, wenn innerhalb der ersten Stunden nach dem Tod bei einer Leiche Gefäße geöffnet werden, so fließt das Blut, seiner Schwere entsprechend, heraus. Allerdings sind Blutungen nach dem Tod nicht so stark."

„Und warum hat die Polizei das mit der Zyanvergiftung nicht eher be-

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 85

merkt? Ich denke doch, Leute, die daran sterben, erbrechen sich noch vorher."

„Das ist auch falsch", widersprach Wiegand. „Obwohl man es sogar in manchen Lehrbüchern nachlesen kann. Dr. Kurz hat es mir haarklein auseinandergesetzt. Ein Erbrechen kann vorkommen, muß aber nicht. In diesem Fall trat der Tod eben zu schnell ein. Übrigens liest man auch oft, nach Zyanvergiftungen stelle sich keine Totenstarre ein. Auch das ist Kokolores."

„Interessant", bemerkte Rix.

Aber so aufschlußreich es war, er konnte vorerst wenig damit anfangen. Nachdem ihn Wiegand wieder verlassen hatte, ging er lange in seinem Zimmer auf und ab. Zuweilen unterbrach er seine Wanderung, blieb am Tisch stehen, schenkte sich automatisch Kaffee ein, trank einen Schluck, marschierte wieder herum, grübelte, nahm wieder einen Schluck — bis die bauchige Kanne leer war.

Wer hat Walter Borell vergiftet? sinnierte er. Eine Frau vermutlich. Denn darauf wiesen die Lippenstiftspuren an dem Cocktailglas hin, das neben der Leiche auf dem Tisch stand.

War Sylvia Darriere diese Frau gewesen? Wie sollte sie zu Zyankali kommen? Das Gift war nicht so leicht zu beschaffen. Rix ging hinüber zum Schrank, zog ein Lexikon heraus, schlug darin nach. In Galvanisieranstalten wurde Zyankali verwendet. In Form von walnußgroßen Kugeln. Auch Ärzte konnten sich das Gift beschaffen. Apotheker vermochten es aus Blutlaugensalz herzustellen.

Rix klappte das Buch zu. Apotheker! Natürlich — das war die Lösung. Eva Ritter arbeitete in einer Apotheke. Und eine Frau hatte den Mord begangen. Frauen bevorzugen Gift, das war bewiesene Tatsache. Männer greifen eher zu brutaleren Mordwerkzeugen, zu Beilen, Messern.

Plötzlich wurde ihm alles klar. War Richard Borell nicht früher einmal in Eva Ritter verliebt gewesen? Gewiß — sein Halbbruder Grassmann hatte sie ihm ausgespannt. Aber er liebte sie immer noch.

Das mußte es sein. So und nicht anders. Eva Ritter haßte den alten Borell. Sie hatte Grund dazu: Mit sadistischer Beharrlichkeit beschimpfte er ihre tote Mutter, behauptete, sie sei seine Geliebte gewesen, beharrte darauf, Eva sei gar nicht die Tochter des Offiziers Ritter, nein, er, Borell, habe sie in einem ehebrecherischen Verhältnis gezeugt.

Eva Ritter war eine sensible Frau. Sie hielt die Quälereien nicht aus. Sie forderte von Walter Borell Beweise für seine unerhörten Behauptungen. Er hielt ihr Briefe unter die Nase, Briefe, die angeblich von ihrer Mutter stammten und in denen sie zugab, daß Eva Borells Tochter war. Aber Borell gab Eva diese Dokumente nie zu lesen. Ihre Verbitterung wuchs, ihre Verzweiflung ließ sie zum Gift greifen.

Sie tötete Walter Borell. Am Montagmorgen besuchte sie ihn, schüttete ihm Zyankalipulver in den Cocktail, dessen Aroma den intensiven Geschmack der Blausäure überdeckte. Nachdem er tot war, stahl sie die Briefe.

Aufgeregt durchmaß Rix sein Zimmer. Sein Atem flog. Seine Miene war gespannt. Er war wie im Fieber. Die Lösung schien ihm zum Greifen nahe. Alles ging auf. Baustein fügte sich an Baustein.

Gewiß hatte es sich so abgespielt: Eva Ritter floh. Dabei wurde sie von der Nachbarin gesehen, als sie davonradelte. Richard Borell arbeitete um diese Zeit ahnungslos in seiner Wohnung. Kurz nach zwölf Uhr fuhr er zu seinem Onkel, um ihn anzupumpen. Er trat ins Haus, fand Walter Borell tot am Boden. Er sah die beiden

Der Fall Borell

Gläser am Tisch, bemerkte den Lippenstift — und wußte mit einem Schlag, daß nur Eva Ritter den Mord begangen haben konnte.

Er aber liebte sie und wollte sie vor dem Gericht retten. Deshalb ging er hin und verstümmelte die Leiche. Er wollte die Kriminalpolizei auf eine falsche Fährte locken: Es sollte nicht aussehen wie die Tat einer schwachen Frau, sondern wie das blutige Verbrechen eines brutalen Mannes.

Warum aber wollte er dann die Leiche auch noch verbrennen? Die Hausmeisterin Amalie Burowski behauptete doch, sie habe ihn unter dem Garageneingang gesehen. Einen Benzinkanister in der Hand.

Nun, vielleicht hatte sie sich geirrt. Wahrscheinlich hatte er sich dort nur verstecken wollen, als er die Burowski kommen sah. Ja, das war eine plausible Erklärung. Er versteckte sich und floh. Und später, als die Polizei ihn festnahm, ihn selber des Mordes bezichtigte, da schwieg er. Er war ein Ehrenmann, ein Kavalier. Er wollte die Frau decken, die ihn einmal geliebt hatte. Und die er selbst noch immer liebte.

Rix stieß einen Jubelschrei aus. Er war am Ziel: Er hatte nachgewiesen, daß Richard Borell unschuldig war. Denn um halb elf, als Walter Borell — wie Henry bezeugte — bereits tot war, da saß Richard zu Hause und arbeitete. Und seine Sekretärin bestätigte es. Sein Instinkt hatte Rix nicht betrogen. Er hatte es ja immer gewußt: Sein Studienfreund war nicht fähig, aus einem plötzlichen Wutanfall heraus einen Menschen zu ermorden, er war nicht imstande zu einer unbesonnen Meuchelttat. Staatsanwalt Spachtholz würde große Augen machen, wenn er ihm die Beweise vorlegte.

Jetzt gab es nur noch eins: Sofort zu Richard Borell. Siegesgewiß rannte der junge Rechtsanwalt zum Zimmer hinaus, schoß durch den Korridor, riß die Haustür auf. Ein Gluthauch schlug ihm entgegen wie aus einem Backofen.

Und zugleich drang es wieder an sein Ohr, das schreckliche Lied „Der Mond ist aufgegangen". Aus dem offenen Fenster des Nachbarhauses kam die Melodie, und die heiße Luft trug sie weithin, die klaren, lauten, grundfalschen Töne.

Rix donnerte seine Autotür zu und gab Gas, daß der Motor jaulte.

*

Hochaufgerichtet blickte Rix auf Richard Borell herab. Im Sprechzimmer der Haftanstalt war es ganz still. So still, daß man die Schuhe des Wachbeamten quietschen hörte, der im Korridor auf und ab ging.

Borell saß geduckt am Tisch, den Kopf in die Arme vergraben. Nur die schwarzen Augen sah man lohen, über der bleichen Stirn sträubten sich die wirren Haare. Er brütete vor sich hin.

„Du mußt jetzt reden, Richard", fuhr ihn der Rechtsanwalt an. „Ich beschwöre dich: Heraus mit der Sprache!"

„Ich war es nicht."

„Ich kann dich verstehen, Richard." Rix stützte sich auf den Tisch, beugte sich nach vorn, sah Borell in die Augen. „Du mußt mir vertrauen. Ich weiß, daß du deinen Onkel nicht ermordet hast. Aber du darfst den Mörder nicht länger decken. Oder vielmehr — die Mörderin!"

Richards Kopf hob sich. Der Mund tauchte aus dem Verhau der verschränkten Arme, die Zähne blitzten zwischen den verkniffenen Lippen. Müde schüttelte er den Kopf.

„Herrgott noch mal!" tobte Rix. „Siehst du denn nicht, daß ich deine Hilfe brauche. Wie soll ich denn deine Unschuld beweisen, wenn du weiter den hochherzigen Kavalier spielst. Beim Mord hört alle Ritterlichkeit auf. Schön — du liebst Eva Ritter . . ."

Richard Borell zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb. In seinem Gesicht arbeitete es. An seiner Stirn trat eine Ader hervor. Der Kampf, der in seiner Brust tobte, schüttelte ihn.

„Jawohl!" keuchte Rix. „Eva Ritter hat ihren Onkel ermordet, und du hast versucht, sie abzuschirmen. Du gutmütiger Vollidiot! Sie hat ihn vergiftet, und du hast die Leiche verstümmelt."

Borells Kopf sank wieder in den Hort seiner Arme.

Rix spielte seinen letzten Trumpf aus. „Weißt du auch, daß sie deiner Liebe gar nicht wert ist. Du opferst dich für sie — und sie hat sich mit deinem Bruder verlobt."

Nur noch der wirre Schopf ragte über den Wall der Arme. Borells Schultern bebten. Gespannt stand Rix da, abwartend.

Plötzlich straffte sich Richards Rükken. Mit einem Ruck stand er auf. „Ich kann nicht reden", stöhnte er. „Noch nicht. Laß mich nicht im Stich, Bruno. Ich weiß, du schaffst es auch allein." Er streckte ihm die Hand entgegen.

Mit festem Griff umspannte Rix die schlaffen, flatternden, eiskalten Finger. „Schade, Richard", sagte er. „Du hättest mir die Arbeit erleichtern können. Doch du hast recht: Ich schaffe es auch allein."

*

Eva Ritter brach weinend zusammen. Sie war nicht länger die faszinierende, überlegene Dame, nur noch ein Bündel Angst. Ihre dunklen Augen schwammen in Tränen. Aufgelöst hing ihr das schwarze Haar über die Schultern. Sie umklammerte die Lehne des Sessels, in dem sie kauerte, die Knie eng an den Leib gezogen, den Rock verrutscht, die Bluse halb aufgerissen.

Es war in der Wohnung des Mädchens, einem kleinen, modern eingerichteten Einzimmerappartement am westlichen Stadtrand. Getrennt durch ein Mosaiktischchen saß Rix dem Mädchen gegenüber. Er betrachtete scheinbar unkonzentriert seine Fingerspitzen. „Reden Sie!" sagte er leise.

Sie sah ein, daß es kein Ausweichen mehr gab. „Ich wußte, es würde schiefgehen", schluchzte sie. „Es hat keinen Zweck gehabt, zu lügen. Einmal mußte ja alles an den Tag kommen. Aber wer hätte mir denn geglaubt. Nicht einmal Karl hat es mir glauben wollen."

„Was?"

„Das mit dem Priester."

„Welchem Priester?"

„Nun, als ich zu Borell kam, am Montagmorgen um halb elf, wie ausgemacht, da war er nicht dort."

Rix sprang auf wie ein Tiger. „Was? Borell war nicht dort?"

Eva Ritter zuckte zusammen. „Ich weiß, es klingt unglaublich. Aber es war so. Ich kam hin, klingelte. Ein Priester öffnete mir. Ein Priester in einer schwarzen Soutane mit weißem Kragen. Ein alter Mann mit einem Bart und einer Glatze . . ."

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN



In schnittiger Form präsentiert sich der Alfa Romeo 2600 Sprint dem Publikum. Bei unserem Test in der Avus-Nordkurve (rechts) zeigte das Auto in der Steilwand allerdings in der Federung einige Mucken.





Die drei breiten Speichen des Lenkrades verdecken die Sicht auf das Armaturenbrett, was Gefahr bringt, wenn an der Benzinuhr das rote Warnlicht aufleuchtet. Man sieht es kaum. Eine gute Idee und nachahmenswert ist der übersichtlich angeordnete Werkzeugkasten (rechts).



Rennfahrer Hans Herrmann testete für Sie ein schnittiges Auto: den Alfa Romeo 2600 Sprint

Wer sportlich reisen will

Nachdem ich vor einem Jahr die viersitzige Giulia TI getestet habe und sie als „Rakete aus Mailand" bezeichnete, fuhr ich diesmal für Sie, liebe Leserin, lieber Leser, den Alfa Romeo 2600 Sprint. Das ist ein Zweisitzer mit zwei Notsitzen, die wie meistens wiederum nichts anderes darstellen als eine zusätzliche Gepäckablage.

Da es bereits Spätherbst war, ließ ich mir einen Hardtop aufmontieren. Ein offenes Auto mag zwar aufreizender und für andere sogar „begehrlich" wirken, man macht damit auch bei der Damenwelt mehr Eindruck, aber gesünder ist es keinesfalls. Vor allem nicht, wenn es kalt geworden ist. Ich fahre außerdem nicht gern mit Windjacke und Wolltuch um den Hals gewickelt. Wenn ich Auto fahre, will ich mich nicht einpuppen oder einmumisieren müssen.

Leider schloß an zwei Stellen der Hardtop nicht vollständig ab, so daß ich doch manche Zugluft in Kauf nehmen mußte. Vor allem, wenn ich mich mit Helmut Sohre am Steuer abwechselte und neben ihm saß, um nachts und in den frühen Morgenstunden auf

Fortsetzung auf Seite 91

Großmutters Kochbuch zu schwer für uns?

Wollen wir heute genauso essen wie zur Zeit der Postkutsche und der ersten Eisenbahn? Nein – das wollen wir nicht. Ärzte sagen sogar: Das könnten wir gar nicht. Großmutters Küche wäre für uns zu schwer – das heißt: zu schwer verdaulich. Weil wir heute anders leben als unsere Großeltern, weil wir uns heute weniger körperlich ausarbeiten – weil dadurch unser Organismus langsamer funktioniert – deshalb brauchen wir Nahrungsmittel, die uns weniger lange belasten. Was soll man heute also essen?

Nichts gegen Großmutters Kochbuch! Aber wir können heutzutage mehr darüber schmunzeln als danach leben. Wir brauchen leichtere Kost, wir brauchen Pflanzenkost: Obst, Gemüse, pflanzliche Fette – sie werden am besten unseren veränderten Lebensbedingungen gerecht. Deshalb ist gute Margarine für uns so wertvoll. Gute Margarine liefert dem Körper wichtige Aufbaustoffe, ohne ihn unnötig zu belasten.



Früher brauchte man Muskelkraft. Für die Hausfrau vor 100 Jahren war Wasser noch eine »kostbare Last«. Jedes Liter wog in den Armen wirklich 1000 g. Für uns heute ist es kaum vorstellbar, daß Wasser einmal schwere körperliche Arbeit verursachte. Die Ernährung dieser Zeit war entsprechend: Man aß große Mengen, kräftig gewürzt – für uns heute nicht zu empfehlen, denn die heutige Zeit verlangt von uns eine ganz andere Leistung: geistige Energie und Konzentration.



Heute ist es kinderleicht. Wasser kommt ja aus der Wand – beinahe von selbst! Dies ist nur ein Beispiel für vieles: Wir brauchen heute weniger Muskelkraft – deshalb müssen wir uns auch anders ernähren als vor hundert Jahren. Und wenn wir heute bei guter Gesundheit sind, dann verdanken wir das nicht zuletzt den Ölen und Fetten tropischer Pflanzen, aus denen wir unsere Margarine bereiten – gute Margarine, wie wir sie täglich brauchen, wie sie uns täglich schmeckt.

Eine Information vom MARGARINE-INSTITUT FÜR GESUNDE ERNÄHRUNG, Hamburg 36, Große Bleichen 31. Dieses Institut – gegründet von Margarineherstellern – hat die Aufgabe, Sie zuverlässig über wichtige Fragen der Ernährung zu beraten und die Forschung auf dem Gebiet der Nahrungsfette zu fördern.



DR. MED. FABIAN

Krank durch Heilmittel

Das erste Arzneimittel, das die Öffentlichkeit auf mögliche Schädigungen durch Medikamente aufmerksam machte, war das Contergan. Diese Schäden waren gleich so massiv, daß sie eine Reform des Arzneimittelgesetzes zur Folge hatten. Viele Substanzen, die bisher frei verkäuflich waren, sind inzwischen unter Rezeptpflicht gestellt worden, und es werden mit größter Wahrscheinlichkeit noch viele folgen.

Die Öffentlichkeit ist vielleicht über diese Maßnahme erstaunt. Sie wundert sich, daß so viele Mittel, die sie bisher als harmlos angesehen hatte, mit einem Male schädlich sein sollen.

Ärzten war dies schon lange bekannt. Sie hatten deshalb auch immer wieder auf eine Ausweitung der Rezeptpflicht gedrängt. Das Publikum aber wußte wenig darum. Es fürchtete eigentlich immer nur, daß die Tabletten „aufs Herz schlagen".

Mittel, die das Herz schädigen, sind aber außerordentlich selten. Es müßte sich schon um eigentliche Herzmittel in sehr hohen Dosen handeln. Aber diese Mittel standen schon immer unter Rezeptzwang, so daß der Arzt sie überwachen konnte.

Das einzige Mittel, das einen unmittelbaren Einfluß auf das Herz ausübt – allerdings ohne es zu schädigen – ist das Suprarenin, das Hormon des Nebennierenmarkes. Dieses Suprarenin – auch Adrenalin genannt – bewirkt ein Zusammenziehen der Adern und wird deshalb den örtlichen Betäubungsmitteln zugesetzt. Bei sehr sensiblen Menschen können sich Beklemmungsgefühle in der Herzgegend einstellen, die jedoch im allgemeinen belanglos sind. Jeder von uns hat die Wirkung des Adrenalins schon einmal beim Zahnarzt zu spüren bekommen, wenn er eine betäubende Spritze bekam.

Es gibt indes tatsächlich Mittel, die dem Laien zwar harmlos erscheinen, die aber manchmal unangenehme Nebenerscheinungen mit sich bringen. Zu ihnen gehört das Aspirin. Dieses ausgezeichnete Schmerz- und Grippemittel verursacht im allgemeinen keine Schäden. Es gibt aber einige Menschen, die dagegen allergisch, das heißt überempfindlich sind. Sie reagieren auf die verschiedenste Weise.

So litt eine Krankenschwester jahrelang an schweren Asthmaanfällen, die jeder Behandlung trotzten. Es bedurfte langer Untersuchungen, bis man das Aspirin, das die Schwester täglich einnahm, als Ursache für ihren allergischen Zustand erkannte. In dem Augenblick, als sie keine Tabletten mehr schluckte, traten auch keine Asthmaanfälle mehr auf.

Es gibt kaum ein Arzneimittel, auf das nicht irgendein Allergiker mit einer Reaktion antwortet. Sie kann vom einfachen Nesselfieber und Hautausschlag bis zum schweren allergischen Schnupfen reichen.

Jod ist in dieser Hinsicht sehr gefürchtet. Erstaunlich viele Menschen reagieren darauf allergisch. Schon die bloße Berührung mit einem jodhaltigen Medikament ruft oft Ekzeme hervor, die nur sehr schwer zum Abheilen zu bringen sind.

Deshalb hat man heute das Jod soweit wie möglich aus dem Arzneimittelschatz entfernt, weil man das gleiche Ziel mit ungefährlicheren Mitteln erreichen kann. Die modernen Jodersatzmittel desinfizieren genauso gut, und die Gefahr einer allergischen Reaktion ist bei ihnen wesentlich geringer.

Auch das sagenumwitterte Penicillin ist nicht frei von dieser Gefahr. Als es entdeckt wurde, gab es kaum eine Krankheit oder eine Infektion, bei der man es nicht anwandte. Bei Halsentzündung ließ man sogar penicillinhaltige Kaugummis kauen. Heute ist man wesentlich zurückhaltender geworden, besonders seit nach Penicillinspritzen einige Todesfälle vorgekommen sind.

Werden über längere Zeit hindurch kleine Penicillinmengen aufgenommen, wird der Körper dagegen allergisch. Wird dann später irgendwann einmal eine größere Menge Penicillin injiziert, können sich schwerste Reaktionen einstellen.

Die Vorläufer des Penicillins, die Sulfonamide, hatten eine andere Nebenwirkung. Sie bildeten bei hoher Urinkonzentration in der Niere Steine. So mancher Patient, der dem ärztlichen Rat nicht folgte, während einer Sulfonamid-Behandlung viel zu trinken, mußte sich später Nierensteine durch eine Operation entfernen lassen.

Nierenschädigend wirkt auch das Phenazetin, das sich in den meisten Schmerzmitteln befindet. Auch hier tritt die Schädigung erst ein, wenn größere Mengen über längere Zeit hinweg genommen werden.

Viele Schlafmittel wirken leberschädigend. Sie sind besonders gefährlich, wenn die Leber bereits geschädigt ist, wie es meist nach einer überstandenen Gelbsucht der Fall ist. Wird dann ein solches Schlafmittel unkontrolliert genommen, kann es vorkommen, daß die Leber ihre Tätigkeit völlig einstellt. Der Rezeptzwang stellt diese Mittel unter die Kontrolle des Arztes und bannt so diese Gefahr.

Nebennierenrindenhormon kann alte, scheinbar ausgeheilte Herde wieder zum Aufflackern bringen, wie zum Beispiel eine alte Tuberkulose. Viele moderne Rheumamittel enthalten dieses Medikament. Werden sie ohne ärztliche Verordnung und Kontrolle genommen, „weil es der Nachbarin so gut geholfen hatte", können schwerste Schäden entstehen.

Andere Präparate wieder – hierzu gehört das Pyramidon und das häufig in der Rheumatherapie verwandte Butazolidin – können bei längerem Gebrauch die Zusammensetzung des Blutbildes empfindlich stören. Schwerste, manchmal sogar tödlich verlaufende Blutkrankheiten sind die Folge, wenn der Arzt nicht laufend die Einnahme überwacht.

Fast alle Tabletten reizen die empfindliche Magenschleimhaut so sehr, daß ein schmerzhafter Magenkatarrh entstehen kann. Es empfiehlt sich daher, alle Medikamente, wenn es nicht anders vorgeschrieben ist, stets aufgelöst und nie auf leeren Magen zu nehmen.

Eine – nicht von allen Beteiligten unerwünschte – Nebenwirkung erzielte rein zufällig ein Arzt in Cardiff, England. Er gab mehreren Patienten Mephenesin Carbanat, ein Mittel gegen eine bestimmte Nervenkrankheit. Er erzielte einen doppelten Erfolg: Einmal ließen die Muskelkrämpfe nach, zum anderen aber wurden brünette Patienten innerhalb von drei Monaten platinblond.

Medikamente sind Waffen gegen die Krankheit. Sie können helfen. Sie können aber auch sehr gefährlich werden, wenn sich ihrer jemand bedient, der ihre Wirkungsweise nicht kennt.

Wer sportlich reisen will

Fortsetzung von Seite 88

der Autobahn ein wenig zu schlafen. Wir fuhren das Auto einmal an einem einzigen Tag über 12 000 km und nur mit Unterbrechungen beim Tanken.

Da wir gerade beim Tanken sind, möchte ich auch gleich etwas über den Verbrauch sagen. Der Alfa Romeo 2600 ist kein Verschwender. Bei einem Durchschnitt von 80 km/st auf der Landstraße brauchte ich für 100 km genau 13,5 Liter. Bei einem Autobahndurchschnitt von 135 km „fraß" der Motor 15,5 Liter Kraftstoff und bei einer Geschwindigkeit von 160 km/st 17 Liter. Die Höchstgeschwindigkeit des Testwagens betrug 184,3 km/st.

Von 0 auf 50 km/st beschleunigte der Alfa Romeo in 4,1 Sekunden, von 0 auf 80 km/st in 8,8 Sekunden, von 0 auf 100 km/st in 13,1 und von 0 auf 120 km/st in 16,9 Sekunden.

Das beste Stück ist der unverwüstliche Sechszylinder-Viertakt-Reihenmotor mit dem Hubraum von 2582 ccm und 145 PS bei 5900 U/min. Verdichtet ist die Maschine 1 : 9. Maximales Drehmoment 19,3 mkg bei 4000 U/min. Also ein Motor, bei dem man nicht zimperlich zu sein braucht.

Wenn diese Maschine auch in einen Sportwagen eingebaut worden ist, so möchte ich sie doch weniger als Sportmotor bezeichnen, denn das Hauptgewicht liegt mehr auf Reise. Das ganze Fahrzeug gleicht überhaupt mehr einem vortrefflichen Reisewagen als einem Sportwagen, trotz des verlockenden Aussehens.

Dieser Sechszylinder läuft angenehm ruhig und ist außerdem sehr elastisch. Für schaltfaule Fahrer ist er nahezu ideal. Man kann im fünften Gang (der 2600 Sprint hat ein Fünfganggetriebe) bis auf 50 km/st heruntergehen, im 4. Gang bis 30 km/st und im 3. Gang bis 20 km/st. Es tut dem Motor jedoch sehr wohl, wenn er mitunter richtig hochgetrieben und ausgefahren wird.

Das Fünfganggetriebe ist vollsynchronisiert. Es ist eine Porsche-Synchronisierung. Die Schaltwege sind zwar sehr kurz, aber ein schnelles Durchreißen empfiehlt sich nicht. Besonderes Lob möchte ich der Getriebeabstufung dieses Wagens zollen. Alle fünf Gänge sind glänzend auf alle Gegebenheiten abgestimmt: Berge, Autobahn, Ebene.

Die Lenkung erlaubt ein ermüdungsfreies Fahren. Sie spricht angenehm an und ist nicht zu direkt. Man hat hier den goldenen Mittelweg eingehalten. Sie ist stoßfrei und kann ohne Kraftaufwand betätigt werden. Anders verhält es sich allerdings beim Parken, denn im Stand geht diese Lenkung schwer, und man hat schon einige Mühe, dieses Fahrzeug dann richtig einzurangieren.

Was ich immer noch nicht begreife ist, daß dieser teure Wagen Scheibenbremsen nur vorn hat. Hinten befinden sich Dreibacken-Trommelbremsen. Wenn das Bremsverhalten des Autos auch ausgezeichnet ist — nach einer Gewaltbremsung ohne Schrecksekunde stand ich aus 50 km/st bereits nach 12 Metern, aus 100 km/st abgebremst hielt ich nach 42 Metern — so meine ich trotzdem, man sollte dazu übergehen, in schnelle Autos überhaupt nur noch Scheibenbremsen einzubauen.

Ehe ich zum Fahrverhalten übergehe, möchte ich mich noch darüber äußern, worüber wir, Helmut Sohre und ich, uns ergrimmten. Wenn es kalt war, sprang der Motor nur sehr mühsam an. Er brauchte auch verhältnismäßig viel Zeit, ehe er warm wurde, und mußte bis zu diesem Zeitpunkt recht „zart" behandelt werden. Ich kann mir vorstellen, daß der Startvorgang an sehr kalten Wintertagen recht ärgerlich wirken kann.

Um gleich bei der Temperatur zu bleiben: Die Heizung genügt, aber sie bringt einen kaum zum Schwitzen.

Ferner: Ist es die Alfa-Romeo-Krankheit? In schnellen langgezogenen Kurven mit kurzen Bodenwellen spürte ich deutlich, wie sich die Starrachse hinten leicht versetzte. Dasselbe stellte ich schon bei der Giulia fest.

Schlimm wurde es, als ich mit dem Alfa 2600 Sprint in die Steilwand der Avus-Nordkurve fuhr. Das Auto hatte gerade 15 500 km auf dem Tacho, da schlug die Kardanwelle eine Beule ins Karosserieblech. Die Federung der Hinterachse schlug an die Gummipuffer an, und die Stoßdämpfer wurden weich. Das alles nach zehn Fahrten durch die Steilwand bei einer Geschwindigkeit von 175 km/st.

Mehr Stabilität hätte ich auch gern in der Rückenlehne, die aus den Furnieren sprang, so daß ich schließlich meinen Koffer zwischen Rückenlehne und hinteren Wagenrand klemmte, um überhaupt Halt zu haben.

Der Knopf für das Fernlicht ist mit dem Fuß umständlich zu erreichen. Er liegt in der Ebene des Bodens. Die Scheibenwaschanlage dagegen befindet sich zu weit hinten. Der Fahrer muß sich strecken, wenn er den Knopf mit seinem linken Fuß erreichen will.

Für einen sportlichen Reisewagen ist der Kofferraum ausreichend.

Das Spiegelsystem, drei Außen- und ein Innenspiegel, ist ausgezeichnet. Großartig finde ich auch, daß ein übersichtlicher Werkzeugkasten beiliegt.

Der Preis des Wagens ist etwas hoch: 23 900 DM. Jahressteuer: 374 DM.



BUNTE
KRIMINAL-GESCHICHTE

„Schlag nach bei Shakespeare, bei dem steht was drin", heißt es in dem Musical „Küß mich, Kätchen!" Nun, Maudie Hunter besaß keinen Shakespeare, dafür aber ein dickes Doktorbuch. In ihm schlug sie nach bei allen Kümmernissen. Zwar versagte das Buch, als ihr Sohn beim Banküberfall angeschossen worden war. Doch als ihr Mann später den Sohn ans Messer geliefert hatte, da fand Maudie in dem Buch genau das Richtige...



Ausgewählt von Alfred Hitchcock

Feine Familie

Von Cloyce W. Littlefield

Die Alte hat mal wieder eine Stinkwut auf mich!" Nim Hunter murmelte es vor sich hin, während er mit den Füßen das muffige Heu aufwirbelte. „Diesmal ist sie richtig böse. Vielleicht läßt sie mich sogar sitzen. Na ja, so sind die Weiber. Kriegen so einen Zorn, daß sie glatt ihre ehelichen Pflichten vergessen."

Nim lüftete seinen Strohhut und kratzte sich am Schädel. Dann schob er seine Fußspitze unter einen Heuballen und kippte ihn um. Ne — auch hier war das Geld nicht versteckt. Nur eine fette Ratte nahm quiekend Reißaus. Trotzdem — irgendwo mußte das Geld ja stecken. Wenn er's nur erwischen konnte, ehe ein anderer seine Finger dran legen konnte. Fünftausend blanke Eier! Buck Harris, sein nichtsnutziger Stiefsohn, hatte das Geld versteckt, ehe er geschnappt wurde. Er hatte die Beute fortgeschafft, kurz bevor der Sheriff ihn früh um fünf am Kanthaken gekriegt hatte.

Verdammt, das Geld mußte doch zu finden sein! Nim war entschlossen, es aufzustöbern, ehe der Sheriff zurückkam, um gründlicher nach dem Rechten zu sehen.

Über eins freute sich Nim: Seinen Stiefsohn, den Lumpenkerl, würde er eine Zeitlang nicht mehr zu sehen bekommen.

Zweimal einschlägig vorbestraft, würde ihm sein dritter bewaffneter Raubüberfall bestimmt mit einem halben Leben im Knast quittiert werden.

Trotzdem war Nim nicht ganz wohl in seiner Haut. Er selber hatte seinen Stiefsohn ans Messer geliefert. Na ja — einer mußte es ja tun, und außer ihm und Maudie — Bucks Mutter — wußte ja niemand, daß Buck in der Scheune untergeschlupft war.

Das Blöde war nur, daß Maudie jetzt sauer auf ihn war. Bisher hatte sie nie richtig aufgemuckt in den zehn Jahren ihrer Ehe. Nun, er würde ihr schon die Flausen austreiben.

Schließlich war es ja ihr Sohn, der sich die Suppe eingebrockt hatte. Buck war fünfundzwanzig und damit alt genug, um zu wissen, was man tun muß. Jetzt kriegte er endlich den Denkzettel verpaßt, der ihm gebührte.

Es wäre ja noch schöner, wenn die Ganoven ungestraft davonkommen würden und friedliche Bürger — Leute wie Nim Hunter selbst — müßten die Zeche zahlen. Da hatte es für ihn kein Zögern gegeben. Er dachte nicht im Traum daran, dem Stiefsohn Asyl zu geben. Außerdem war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Belohnung ausgesetzt.

Also hatte sich Nim bei Nacht und Nebel zum Sheriff geschlichen, der Buck dann im Schlaf überraschte. Aber das Geld, das Buck bei dem Banküberfall erbeutet hatte, die fünftausend Zechinen, die waren nirgends zu finden.

Schwitzend stöberte Nim weiter unter dem Heu herum. Er mußte sich sputen, wenn er die Beute noch rechtzeitig finden wollte.

Wenn nur diese dumme Maudie nicht so ein Getue machen würde. Ihre Wut kam daher, daß sie Nim fortgeschickt hatte, um einen Arzt zu holen — denn Buck hatte eine Pistolenkugel im Bein stecken —, und Nim hatte nicht den Arzt gerufen, sondern den Sheriff.

Maudie hatte ihr dickes altes Doktorbuch von vorn bis hinten durchgewälzt, um Ratschläge zur Behandlung von Schußwunden zu finden. Endlich hatte sie verzweifelt beschlossen, einen Arzt zu Hilfe zu rufen. »Soviel Aufhebens für einen miesen Halbstarken«, dachte Nim bei sich.

Wütend zerrte Nim an einem losen Brett, das von dem verfaulten Fußboden abstand. Es löste sich knirschend, aber im gleichen Moment spürte Nim einen stechenden Schmerz im Mittelfinger seiner rechten Hand. Ein großer rostiger Nagel hatte sich hineingebohrt. Mit einem Ruck riß Nim die Hand empor.

Wie betäubt starrte Nim auf die Wunde. Er hätte nie geglaubt, daß ein einziger Finger soviel Blut enthalten könnte. Mit zusammengebissenen Zähnen quetschte er den verletzten Finger mit der linken Hand. Allmählich ließ die Blutung nach. Nicht aber der Schmerz! Die Pein zuckte Nim bis hinauf in die Achselhöhle.

Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Wie sollte er die Scheune auf den Kopf stellen können, wenn sein Finger kaputt war! Übelkeit breitete sich in seiner Magengrube aus. »Es ist besser, ich gehe nochmal ins Haus und lasse mir von Maudie den Finger verpflastern«, dachte Nim. »Gewiß kann sie in ihrem alten Doktorbuch nachlesen, was man am besten in so einem Fall tut.« Zu dumm, daß er sich mit Maudie verkracht hatte. Nun ja, im schlimmsten Fall konnte er sie so lange verdreschen, bis sie Vernunft annahm.

Maudie stand in der Küche, als Nim eintrat. Ihr breiter Rücken war abweisend wie eine Festungsmauer. Sie wandte sich auch nicht um, als Nim anfing, mit seiner gesunden Hand im Schrank herumzuwühlen. »Dickkopf von einem Weib!« erregte sich Nim.

Aber es half nichts, er mußte um gut Wetter anhalten. „Maudie", begann er, „ich habe mir was in den Finger gerissen. Es war ein Nagel, ein ganz rostiger, eine böse Geschichte."

Langsam drehte sie sich um und starrte auf die roten Tropfen, die er auf den Küchenboden sprühte. Nim wurde zornig. „Maudie", sagte er, „geh und hol mir was zum Verbinden! Das brennt wie Feuer!"

Sie fragte mit ätzendem Spott: „Tut es weher als eine Kugel im Bein?"

Nim trat auf sie zu. Sein Blick flammte. „Maudie", sagte er drohend, „soll ich dir den Schädel einschlagen?"

Die steifen schwarzen Locken ihres fetten Haars ringelten sich wie wütende Schlangen, aber ihr faltiges Gesicht blieb grau und ausdruckslos wie Zement. Ihre Augen waren rot vom Weinen. Langsam, bezwungen senkte sie den Blick. Sie ging zum Schrank und suchte nach einer Dose mit Bittersalz. Sie schüttete eine gute Portion davon in einen Topf und goß heißes Wasser aus dem Teekessel darüber. „Hier", brummte sie, „steck die Hand da 'rein. So soll man's machen, das steht in dem Doktorbuch." Mit einem Nicken wies sie hinüber zu dem dicken abgegriffenen Wälzer, der auf dem Tisch lag.

Nim tauchte die Hand in die brühheiße Flüssigkeit und sprang vor Schmerz in die Höhe. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er starrte Maudie an. Er konnte den Eindruck nicht loswerden, daß sie sich an seiner Qual weidete. Jäh riß er die Hand aus dem Wasser. „Los, Maudie, laß den Lieferwagen an. Wir fahren zum Doktor."

Sie stand ungerührt und unbeweglich. In ihren dunklen Augen glomm ein Schimmer. Nim griff mit der Linken den abgegriffenen Wälzer.

„Wird's bald? Oder soll ich dir eins überziehen?"

Er trottete hinter ihr hinaus zu dem alten Wrack von Lieferwagen. Ohne ein Wort kletterte sie hinein und trat auf den Starter. Hart und anhaltend. Mehrere Minuten lang. Der Motor wollte nicht anspringen. Nim stand zornbebend daneben.

Als er zu der Überzeugung gekommen war, daß der Karren doch nicht anspringen würde, schlurfte er ins Haus zurück und legte sich ins Bett.

Maudie aber saß noch lange in der Küche, über das zerfledderte Doktorbuch gebeugt. Nach einer Weile begann sie wieder, den Finger ihres Mannes mit heißem Wasser und Bittersalz zu behandeln. Bis zum Abend war der Finger zu abstrusen Formen angeschwollen. Auch seine Farbe hatte sich völlig verändert. Zweimal hatte Nim sich aufgerafft, um zur Scheune zu gehen, aber jedesmal zwang ihn der Schmerz wieder aufs Lager. Beim drittenmal, als er sich erschöpft gegen das Scheunentor lehnte, kam der Sheriff angefahren.

„Nun, den Jungen haben wir glücklich eingebrummt", lachte er. „Bin dir auch sehr dankbar für deinen Tip, Nim." Plötzlich bemerkte er Nims verzerrtes Gesicht. „Heiliger Strohsack, Nim, wie siehst du denn aus!"

„Hab' mir 'n Nagel in den Finger gerissen!" jammerte Nim und wickelte den Verband von seiner Hand.

„Du brauchst einen Arzt! Los, steig schnell in den Wagen."

Binnen einer Stunde hatte der Arzt den Finger verbunden und Nim eine Spritze in den Arm gejagt. „Tetanus-Gegengift", erklärte er Nim und dem Sheriff. „'ne doppelte Dosis. Mit Starrkrampf ist nicht zu spaßen. Und den kann man bei rostigen Nägeln kriegen." Wichtigtuerisch pustete er Nim eine Wolke Zigarrenrauch ins Gesicht. „Ich will Ihnen erklären, wie das aussieht. Haben Sie schon mal ein Viech gesehen, daß an 'ner Strychninvergiftung einging?"

Nim hustete, nickte und hustete wieder.

„Nun, das ist so. Man wird ganz steif und lahm und kann nicht mehr schlucken. Sogar das Schnaufen vergeht einem. Eine gräßliche Sache, kann ich Ihnen sagen. Und am Schluß ist man hin." Er erging sich in eingehenden Beschreibungen.

Tiefsinnig betrachtete der Arzt seinen Patienten und wunderte sich, warum in aller Welt dieser so niedergeschlagen dreinblickte. Nim murmelte seinen Dank und wollte sich aus dem Staub machen.

„Muß er nochmal wiederkommen?" erkundigte sich der Sheriff.

„Nö, gewöhnlich ist's nicht nötig. Immerhin, der Finger sieht böse aus. Wenn ich ihn hier unterbringen könnte, würde ich Nim hierbehalten. Na ja, ich hoffe, wir haben es noch rechtzeitig abgefangen. Aber man kann nie wissen. Passen Sie auf, Sheriff: Wenn es ihm morgen nicht besser geht, bringen Sie ihn wieder zu mir."

Als sie zur Farm zurückkamen, war es schon dunkel. Der Sheriff half Nim ins Haus und berichtete Maudie, was der Arzt gesagt hatte. „Passen Sie auf ihn auf, Mrs. Hunter", sagte er. „Der Doktor sagt, so 'ne Tetanus-Geschichte ist gefährlicher als 'n Klapperschlangenbiß. Er sagt, wenn man das kriegt, dann wird man ganz steif und schneidet Gesichter, und am Schluß erstickt man." Er lachte. „Aber ich will Ihnen keinen Schrecken einjagen. Der Doktor hat gesagt, das Zeug, was er Nim eingespritzt hat, das ist stärker als der Tetanus." Er gab Nim einen Klaps auf die heile Schulter. „Morgen komm' ich wieder, alter Knabe. Ich muß mir mal die Scheune ansehen."

Nim döste vor sich hin. Das Fieber schüttelte ihn. Maudie saß an seinem Bett, das Doktorbuch aufgeschlagen auf ihren Knien. Sie wackelte in ihrem Schaukelstuhl hin und her und las. Jedesmal wenn Nim die Augen aufschlug, sah er sie dasitzen und studieren. »Ist doch eine gute Haut, meine Alte«, dachte er getröstet. »Sie macht sich Sorgen um mich, kümmert sich um meine Gesundheit. Bestimmt hat sie mir schon vergeben."

Am nächsten Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, brachte sie ihm eine Tasse heißen Kaffee und einen Umschlag: In einem sauberen Tuch lag eine Schicht Salbe, in der weiße Kristallkörner steckten. Sie entfernte den Verband, den der Arzt angelegt hatte. Der Finger begann wieder zu bluten. Nim zog eine Grimasse und fing an zu schimpfen. „Was ist denn das für ein Teufelszeug?"

„Allmählich solltest du wissen, wie Bittersalz aussieht", spöttelte sie. „Ich habe eine Menge in dem Buch gelesen, darunter auch viel über Starrkrampf. Ich habe alle Heilmittel studiert, und es scheint, daß nichts gegen so viele Krankheiten hilft wie simples Epsomer Bittersalz. Also los jetzt, laß mich das Zeug um den Finger wickeln."

Obwohl sie sanft zu Werke ging, schoß die Pein durch seine Hand wie mit glühenden Nadeln. Sie zog die Kompresse ziemlich fest an. Nim schlürfte seinen Kaffee. Tatsächlich, der Schmerz schien nachzulassen.

Er duselte wieder ein. Als er aufwachte, war er sehr durstig. Maudie brachte ihm frisches, kühles Wasser aus dem Brunnen, aber er konnte nur ganz wenig davon schlucken. Sein Kopf dröhnte, und im Rücken folterten ihn höllische Schmerzen. „Wieviel Uhr ist es?" fragte er schwach.

„Acht." Ihre Stimme klang sanft.

Er versuchte, sich zu erheben. „Ich muß in die Scheune."

„Du bist zu krank zum Aufstehen", antwortete sie. Nervös wanderte ihr Blick immer wieder aus dem Fenster, als warte sie auf etwas.

Nim ließ sich in die Kissen sinken. Maudie legte ihm ihre kühle Hand auf die Stirn. „Der Bittersalzumschlag scheint seine Schuldigkeit getan zu haben", sagte sie. „Ich mache dir einen neuen, stärkeren."

Sie nahm ihm die alte Kompresse ab und schob sie in ihre Schürzentasche. Nachdem sie ihm die neue angelegt hatte, lag er keuchend da. Sein Hals wurde eigenartig steif. „Glaubst du, ich kriege Starrkrampf, Maudie?" flüsterte er angstvoll. „Vielleicht solltest du doch den Doktor rufen."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Nim, Starrkrampf kriegst du bestimmt nicht mehr, darauf kannst du Gift nehmen." Sie lächelte seltsam. „Und jetzt ruhe dich aus. Halte dich ganz still, es wird bald überstanden sein."

Was sollen wir das Grausame ausmalen. Maudie hatte natürlich recht. Nim hatte es bald überstanden. Er starb unter schrecklichen Qualen. Als er tot war, nahm ihm Maudie die Kompresse ab, die sie vorher vergiftet hatte, und steckte sie zu der anderen.

Keinen Moment zu spät! Denn schon klopfte es, und der Sheriff trat ins Zimmer. Maudie legte ihr Gesicht in gramvolle Falten. „Es ist gerade eben erst passiert!" stöhnte sie.

„Ach du dicke Eiche!" sagte der Sheriff. „Der sieht ja ganz so aus, wie's der Doktor beschrieben hat. Nur — daß es so schnell gegangen ist." Interessiert betrachtete er das zu einer grinsenden Fratze erstarrte Gesicht des Toten.

„Überlassen Sie alles Weitere mir, Mrs. Hunter", sagte er. „Ich kümmere mich darum. Ich werde die Leiche in die Stadt bringen und sehen, daß alles seine Ordnung hat. Sie wissen ja, daß ich nicht nur Sheriff bin, sondern auch Leichenbeschauer, weil sich unser Bezirk keinen eigenen leisten kann." Er drehte sich eine Zigarette und steckte sie in Brand. „Ich gehe auch zum Doktor und lasse ihn die Todesursache bescheinigen. Das ist kein Problem, denn ich bin ja selber so gut wie dabeigewesen, als der arme Nim starb, und ich habe auch gehört, was der Doktor gestern bei der Behandlung gesagt hat. Nim sieht ja ganz so aus, wie der Doktor es beschrieben hat: Grinsen im Gesicht und steif wie ein krummer Bogen. Schade, daß wir ihm die Spritze nicht ein bißchen eher verpassen lassen konnten, dann würde er wohl noch leben." Tröstend legte er der Frau die Hand auf die Schulter.

Sie zuckte zusammen, aber ihre Augen waren kalt, und ihre Stimme klang beherrscht. „Ich bitte nur um eins, Sheriff", sagte sie. „Lassen Sie mich mit ihm noch ein paar Minuten allein. Ich will Abschied nehmen. Warten Sie doch bitte solange draußen."

„Gewiß, Mrs. Hunter. Natürlich." Er ging zur Tür. Am Tisch verhielt er einen Moment. „Wie ich schon sagte, ich habe noch nie einen Menschen an Starrkrampf sterben sehen. Ich nehme das alte Doktorbuch da mit ins Auto und lese ein bißchen darüber nach. Rufen Sie mich, wenn Sie soweit sind."

Sobald sie hörte, wie er die Autotür ins Schloß warf, holte sie die blaue Schachtel aus der Tischschublade — die Schachtel mit dem Totenkopf, den gekreuzten Knochen und der Aufschrift „Rattengift". Sie steckte sie in die Tasche zu den vergifteten Kompressen. Nun rannte sie zur Hintertür hinaus. Der Sheriff konnte sie nicht sehen, denn der saß ja im Wagen, der vor dem Haus geparkt war. So konnte sie sich in aller Ruhe einem Kartoffelfeld nähern, das unweit der Scheune lag. Sie rüttelte an einem morschen Zaunpfahl, bis er sich lockerte. Jetzt riß sie ihn aus der Erde — und wollte die Giftschachtel und die verräterischen Kompressen in das Loch werfen. Plötzlich stutzte sie. Ein Leuchten ging über ihr Gesicht: In dem Loch lagen, eingeschlagen in Zeitungspapier, fünftausend Dollar. Das Geld, das ihr Sohn erbeutet hatte.

Hastig legte sie das Gift ins Loch und rammte den Pfahl wieder an seinen Platz zurück. Es dauerte keine zehn Minuten, da trat sie, ganz trauernde Witwe, ans Auto des Sheriffs: „Ich bin jetzt bereit."

Der Sheriff kletterte aus dem Wagen, das dicke Doktorbuch unter dem Arm. Er trug es zurück ins Haus. „Komisch", brummte er, „ich habe gerade darüber nachgelesen, wie sehr die Symptome einer Tetanuserkrankung der einer Strychninvergiftung ähneln. Sie als Farmersfrau wissen ja wohl, was Strychnin ist — harmlos aussehende weiße Kristallkörnchen, mit denen man Ungeziefer vernichtet. Wenn ich nicht genau wüßte, daß ihr Mann an Starrkrampf gestorben ist, wenn ich nicht mit eigenen Ohren gehört hätte, was der Arzt gesagt hat, ich würde bestimmt die Leiche untersuchen lassen, ob Ihr Mann nicht vielleicht zufällig Strychnin erwischt hat. Aber so — ist ja überflüssig."

Und der Sheriff legte die Leiche in seinen Wagen und fuhr mit ihr davon.

Eine schreckliche Geschichte, nicht wahr? Eine Geschichte, in der ein böser Mann von einer noch böseren Frau auf bitterböse Weise umgebracht wird. Und eine Geschichte, in der das Böse am Schluß triumphiert.

Ein Glück, daß die Geschichte noch nicht zu Ende ist. Sie geht noch weiter — ein kleines Stückchen nur, aber darauf kommt's an.

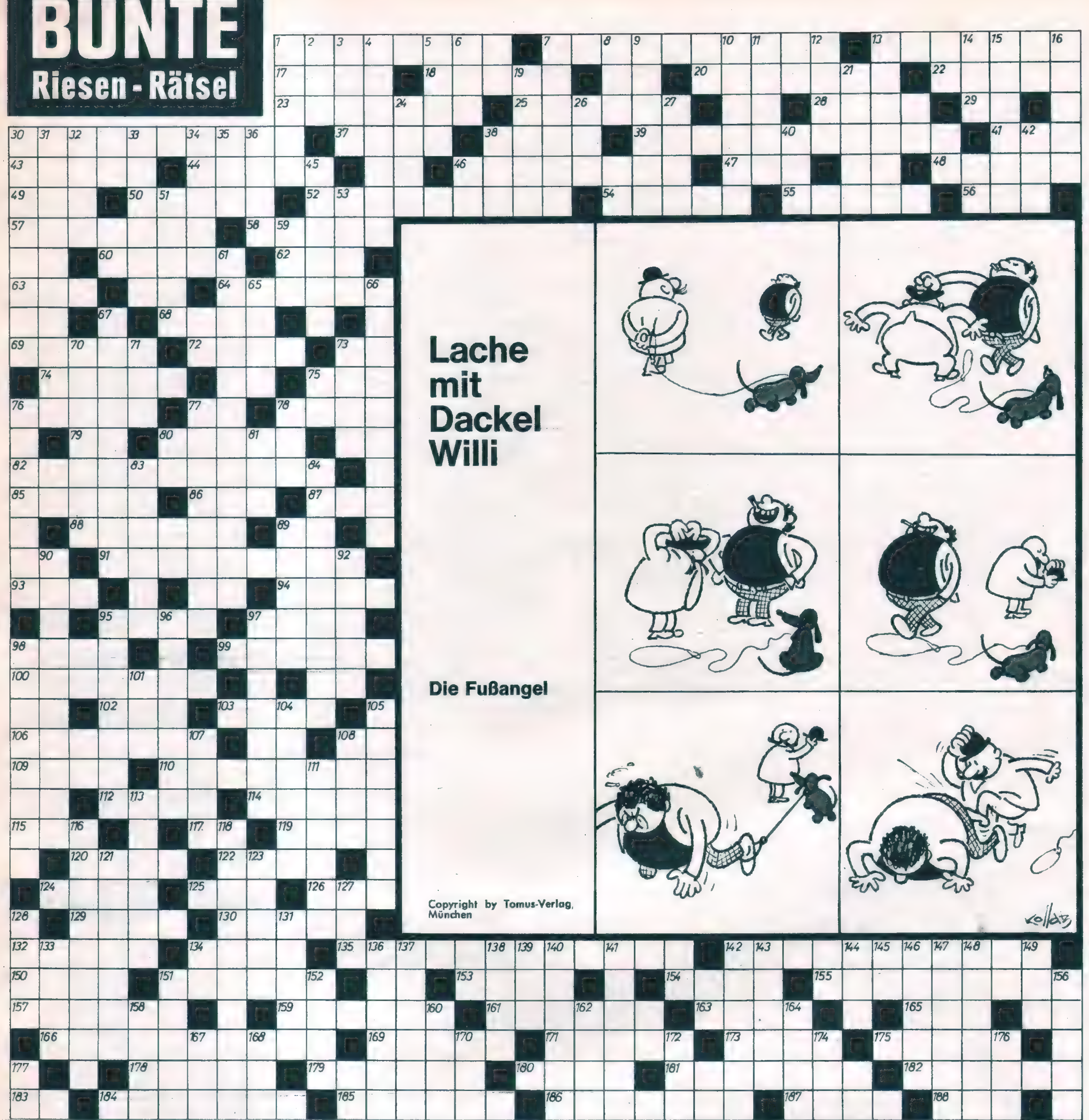
Dumm wie er war, brachte der Sheriff den Leichnam in die Stadt, ließ die nötigen Papiere ausfertigen, ordnete das Begräbnis an — und kein Mensch schöpfte den geringsten Verdacht.

Maudie Hunter aber rannte, kaum daß der Wagen des Sheriffs um die Ecke verschwunden war, zurück zu dem Loch unter dem Zaunpfahl, um sich am Anblick des Geldes zu weiden. Sie wickelte die Bündel mit den Banknoten aus dem Zeitungspapier, zählte die Scheine — es waren genau fünftausendeinhundertzwanzig Dollar. Nun nahm sie das Geld, das Gift und die Kompressen und legte sie wieder unter den Pfosten. Ein besseres Versteck gab es gar nicht.

Beim Zurückstecken des Pfostens allerdings riß sie sich ein klein wenig am morschen Holz. Es war nur ein winziger Spreißel, und er verursachte nur eine winzige Verletzung. Deshalb achtete Maudie auch nicht darauf.

Und so kam es, daß sie zwei Tage später an Starrkrampf starb.

Nächste Woche eine neue
BUNTE KRIMINAL GESCHICHTE
Kenner lassen keine aus



Waagrecht: **1** Monat, **7** Förderung, Gönnerschaft, **13** europ. Staat, **17** Paradiesgarten, **18** nichtig, wertlos, ungebildet, **20** Halsschmuck, **22** Landmann, **23** erstes Buch Moses, Schöpfungsgeschichte, **25** dt. Land, **28** Lichtspieltheater, **29** Auerochse, **30** Genußmittel aus Kakao, **37** kelt. Name von Irland, **38** Anfang, Spitze eines Truppenkörpers, **39** empfindsam, rührselig, **41** Lurch, **43** Laubbaum, **44** Warnungszeichen, **46** Einheitslehre, **47** amerikan. Staatenverband (Abk.), **48** weibl. Vorname, **49** Trinkstube, **50** nichtmetall. Element, **52** anregen, ermuntern, **54** Herbstblume, **55** nord. Schicksalsgöttin, **56** Reinigungsanstalt, **57** vielsitzig. Kraftverkehrswagen, **58** Gesamtheit der Umgebung des Papstes, **60** Sammelstelle, Lager, **62** persönl. Fürwort, **63** Adler, **64** Nachlaß bei Barzahlung, **68** Haustier, **69** maßlos, ungeheuer, **72** Lebenshauch, **74** Schmelzüberzug, **75** Teil des Wagens, **76** erstklassig, vom Besten, **78** Sammlung altnord. Dichtungen, **79** Kilometer (Abk.), **80** Darbringung einer Gabe an Gott, **82** Zusammenstoß, Streit, **85** japan. Stadt, **86** altgerm. Gottheit, **87** männl. Kurzname, **88** Raumabteil, **91** Klasse, Gattung, **93** Himmelsrichtung, **94** erzählend. Dichtkunst, **95** Schriftstück, **97** Gewürz, **98** tägl. Nahrungsmittel, **99** Gunstbezeigung (Mz.), **100** Ornament mit strahlenförmiger Blüte, **102** Gattin Jakobs im A. T., **103** röm. Kriegsgott, **106** frz. Lustspieldichter (1622–73), **109** Nährmutter, **110** Wertpapiere, **112** germ. Schriftzeichen, **114** Reihe, Folge, Gruppe, **115** zehn (engl.), **117** Vereinte Nationen (Abk.), **119** Meeresalge, **120** alger. Hafenstadt, **122** Gedanke, **124** Hebevorrichtung, **125** Lebensbund, **126** nein (frz.), **129** sagenhafte Gründerin von Karthago, **130** recht. Nbfl. d. Donau, **132** türk. Rechts-, Gottesgelehrter, **134** Mengenbegriff, **135** übersinnlich, -natürlich, **142** südasiat. Strom, **150** südamerik. Staat, **151** Morgenland, **153** Nachrichtenüberbringer, **154** Sologesangsstück, **155** unbedeutende Kleinigkeit, **157** nordeurop. Volk, **159** Küstenlandschaft Kleinasiens, **161** undeutlich sprechen, **163** widerlicher Mensch, **165** amerik. männl. Vorname, **166** Heilmittel, Arznei, **169** Papstkrone, **171** ägypt. Halbinsel, **173** Götzenbild, Abgott, **175** Teil des Brustkorbes, **178** ind. Fürstin, **179** russ. Hafenstadt am Schwarzen Meer, **180** Erdbegleiter, **181** Glaubensabtrünniger, **182** Ausscheidungsorgan (Mz.), **183** Strom in Sibirien, **184** Rückstand bei der Zuckergewinnung, **185** Borte, **186** Hptstdt. der brit. Kenia-Kolonie, **187** männl. Schwein, **188** recht. Nbfl. des Inn.

Senkrecht: **1** schwarze Menschenrasse, **2** feierl. Gedicht, **3** Blutader, **4** Tatkraft, **5** Teil des Körpers, **6** Gefrorenes, **7** Edelmetall, **8** engl.: eins, **9** Geburtsort vom hl. Paulus, **10** Folter, Qual, **11** Stinkmarder, **12** griech. Siegesgöttin, **13** Einbringen der Frucht, **14** halbwarm, **15** röm. Göttin der Morgenröte, **16** Schauspiel, **19** Flachland, **21** Ruderboot mit einem Mann, **24** alter Name von Thailand, **25** engl.: ja, **27** Vogelbehausung, **30** planmäßige Beschädigung von Betriebseinrichtungen, **31** Schaumwein, **32** Blechmusikinstrument, **33** Junge (Mz.), **34** Wurfschlinge, **35** engl. Bier, **36** Anerkennung, **38** große Tür, **40** brit. Insel, **42** Augendeckel, **45** Kriegsflotte, **51** ind. Münze, **53** Metallbolzen, **59** Handelsbrauch, Gewohnheit, **61** Überträger der Schlafkrankheit, **65** Futterpflanze, **66** Sauerstoffaufnahme, **67** Lehrbuch der Sprachlehre, **70** griech. Buchstabe, **71** weibl. Kurzname, **73** Richter in mohammed. Ländern, **76** Kellnerlehrling, **77** Verkaufsstelle von Heilmitteln, **78** physikal. Arbeitseinheit, **81** franz.: Wasser, **83** Bildwerk aus bunten Steinchen, **84** altgriech. Tragiker, **89** Kampfbahn, **90** Himmelskunde, **92** Metall, **95** Künstlerwerkstatt, **96** Turkstamm in Sibirien, **97** Hauptstern im Skorpion, **98** ital. Architekt (1444–1514), **101** Getränk, **104** Feuerwerkskörper, **105** Reitbahn im Zirkus (Mz.), **107** Kletterstrauch, **108** klar, ungetrübt, **111** Ergebnis des Weinens, **113** brit. Schutzgebiet in Ostafrika, **116** ostfries. Nordseeinsel, **118** Standpunkt der allgem. Verneinung, **121** österreich. Dramatiker (1790–1836), **123** leichte Beule, **127** bestimmter Platz, **128** oberd. für: Gipfel, Spitze, **131** russ. Staatsmann, **133** Klebemittel, **134** Flächenmaß, **136** Berittener, **137** Insekt, **138** franz. naturalistischer Schriftsteller (1840–1902), **139** griech. Buchstabe, **140** Ringergriff, **141** türk.: Herr, **142** moderner Badeanzug für Damen, **143** Ankerplatz vor dem Hafen, **144** Monat, **145** Aktiengesellschaft (Abk.), **146** Taufzeugin, **147** Nirgendland, Wunschland, **148** Gotteshaus, **149** weibl. Singstimme, **151** Verwandter, **152** Sport-Fußballwette, **156** große Not, **158** Nadelbaum, **160** feucht, **162** weibl. Kurzname, **164** Theaterabteil, **167** türk. Titel, **168** nordwestdeutscher Strom, **170** arab. Heerführer, **172** Kurzwort für eine internationale Flüchtlingsorganisation, **174** Ferment im Kälbermagen, **176** metallhaltiges Gestein, **177** norditalienischer Strom.

Flüssige Früchte
... schon im kleinsten Schluck
ist „alles drin"...

Kammer Williams

Kammer Zwetschg

Kammer Kirsch

Kammer Himbeer

so muß es sein, denn ein Edelbranntwein aus erlesenen Früchten entwickelt sein vollstes Aroma, wenn man ihn in kleinen Schlucken auf der Zunge zergehen läßt.



... für Kenner und Geniesser!

KAMMER-KIRSCH GMBH · KARLSRUHE UND OPPENAU/SCHWARZWALD



Schriftsteller Dr. Eugen Roth

Mein Lieblingsgericht

Vorspeise: Rindfleischbrühe mit Eieinlauf ①

Zutaten: 4 Tassen abgeschmeckte Brühe des gekochten Rindfleisches, 2 Eier, 4 Eßlöffel Milch, 1 Eßlöffel Mehl, Salz, Muskat.

Eier, Mehl und Milch verrühren, mit Salz und Muskat würzen. Die Masse durch ein Haarsieb in die heiße Brühe laufen und die Suppe nochmals kurz aufwallen lassen.

Hauptgericht: Rindfleisch mit Wirsingkohl ②

750 g Rindfleisch mit heißem Wasser zum Kochen ansetzen. Nach 10 Minuten Kochzeit Wasser abgießen, Topf und Fleisch abspülen und das Fleisch erneut mit kochendem Wasser aufsetzen. Zugefügt werden: 2 Karotten, 1 kleine Stange Lauch, 1 Stück Sellerie mit Grün, 1 halbierte, geschälte, angeröstete Zwiebel. Alles ca. 2½ Stunden am Siedepunkt kochen lassen. Danach Fleisch herausnehmen, in Scheiben schneiden und mit etwas zuvor passierter, abgeschmeckter Brühe übergossen servieren. **Wirsing:** Ein schöner fester Kopf Wirsing wird geputzt (harte Rippen herausschneiden), in Stücke geschnitten, gewaschen und in kochendem Salzwasser ca. 15 Minuten vorgegart. Dann auf ein Sieb geben, ablaufen lassen und grob hacken. Ca. 75 g feingeschnittenen mageren Speck glasig auslassen, eine zerkleinerte Zwiebel darin bräunen und das gehackte Gemüse hinzufügen. Unter Zugabe von etwas Brühe ca. 30 Minuten fertig garen lassen. Würzen. **Meerrettichsoße:** ½ l Milch zum Kochen bringen und 3 Scheiben entrindetes, eingeweichtes, ausgedrücktes Weißbrot hinzugeben. So wird die Milch sämig. Weißbrot gut verkochen lassen, den geriebenen Meerrettich (Menge richtet sich nach der gewünschten Schärfe) hinzufügen. Mit Salz, Suppenwürze und etwas Zitronensaft würzen. – Ferner serviert man Salzkartoffeln. – Als Getränk: Bier.

Dessert: Grießspeise mit Sauerkirschen ③

Zutaten: ¾ l Milch, Zucker, 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Orange, ½ Zitrone, 3 Eßlöffel Grieß, 3 Eßlöffel geschlagene Sahne, 2 Eier, Sauerkirschen, etwas Maizena (1).

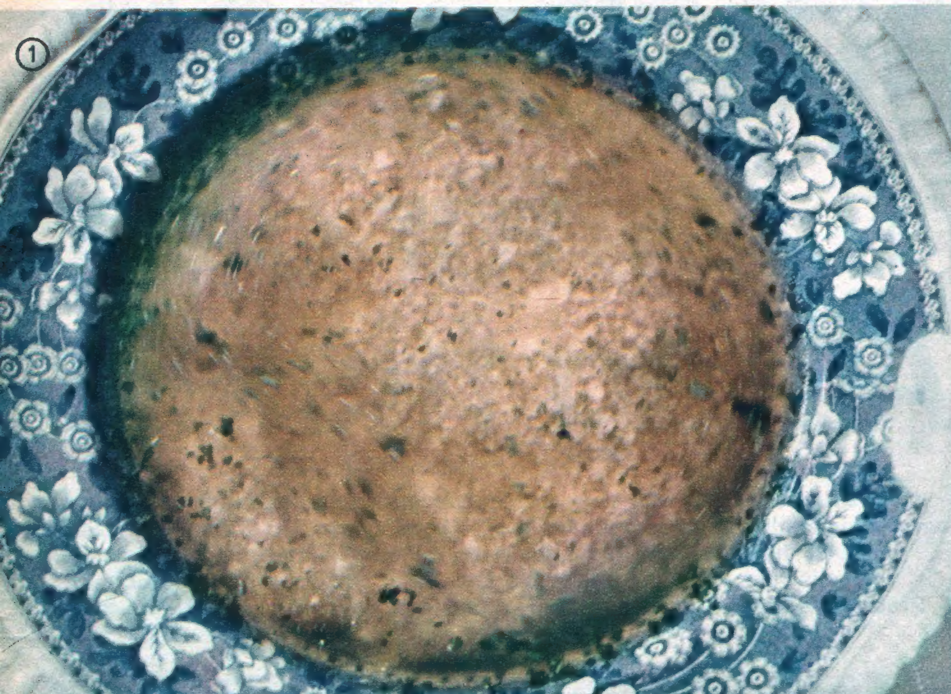
Milch zum Kochen bringen, süßen, das Abgeriebene 1 Orange und ½ Zitrone und 1 Prise Salz hinzufügen und unter kräftigem Rühren mit dem Schneebesen den Grieß hineinschütten. Ca. 15 Minuten langsam kochen lassen. Abkühlen und die Sahne, 2 Eigelb und den festen Eischnee unterrühren. In Glasteller füllen, erkalten lassen, mit Sahne und Sauerkirschen garnieren. – Den Kirschsaft aufkochen, gut süßen und mit 1 Teelöffel angerührtem Maizena andicken. Den gedickten Saft unter die Kirschen geben und abkühlen lassen. Zum Garnieren verwenden.

Die Rezepte gelten für vier Personen.

Geschirr: Fa. Lorey, Frankfurt



Zutaten


①


②


③



Das Leben einer prominenten Frau verläuft nie unbeobachtet, fast täglich steht sie im Blickfeld der Öffentlichkeit. Ihr Privatleben: Wohin sie geht, wie sie geht, wie sie sich kleidet, wie sie sich gibt und wie sie sich frisiert — alles interessiert ihre Geschlechtsgenossinnen in der ganzen Welt. Darüber wollen sie unterrichtet sein, darüber wollen sie informiert werden. Über Nacht kann manchmal eine Frau zum Idol für unzählige Evastöchter werden. Man kopiert sie bis in die kleinste Phase ihres Verhaltens, ihres Sichgebens und ihrer Art. Es ist jedoch nicht immer der Glanz der großen Welt, der das Publikum anzieht, sondern viel öfter die betont schlichte und dennoch exklusiv elegante Erscheinung: Das gewisse Etwas, mit dem die große Frau den Alltag, der mit seinen Verpflichtungen und Sorgen auch an ihr nicht vorübergeht, schick und charmant in Kleidung und Frisur zu meistern versteht. Filmstars, Monarchinnen und First Ladies sieht man alltags, fern von Vorschrift und Etikette so frisiert, wie es ihrer natürlichen Art entspricht; dabei bleibt jede selbstverständlich bemüht, ihren besonderen Typ möglichst vorteilhaft zu unterstreichen.
Ein Dokument hierfür sollen Ihnen diese beiden Seiten sein. **

Jackie Kennedy ließ ihre vielen Perücken zu Hause, als sie Urlaub in Europa machte. Von zwei Touristinnen kaum zu unterscheiden, genossen sie und ihre Schwester, Prinzessin Lee Radziwill, Ferien vom Protokoll.
Mit Wonne ließ sie sich den hellenischen Wind durch die dunkle lange Pagenfrisur fahren.
Auch Schwester Lee trägt den gleichen Schnitt, nur etwas kürzer.

Berühmtheiten für den Alltag frisiert



Prinzessin Margaretha von Schweden will nichts anderes sein als ein Mädchen wie alle anderen. Sie war stets eine enthusiastische Verfechterin ihrer Generation, die die Schranken zwischen Adel und Bürgertum weitestgehend zerbrach. Man kennt und liebt sie überall als sportliches frisches Schwedenmädel mit burschikosem, halblangem dunkelblondem Haarschopf.

Brigitte Bardot gibt sich auch privat gern überaus leger und läuft am liebsten mit offener, ungebändigter Mähne umher. Allerdings ist das auch die passende Frisur für ihren unkomplizierten, leicht existentialistischen Typ. Der größte Vorteil dieser unkontrollierten blonden Pracht: Waschen, trocknen lassen — und das Haar sitzt wie gewünscht. ▶



Liz Taylor — extravagant und schön, im Film wie im Alltag. Ihre vielen Skandale tun ihr als Schönheitsidol keinen Abbruch. Das sensible und zugleich ausdrucksvolle Antlitz bedarf keiner besonderen „Umrahmung". Liz unterstreicht ihren Typ mit ihrem schlicht gebürsteten pechschwarzen Haar, das in einer lockeren Innenrolle ausläuft. Oft und gern trägt sie auch einen Haarreif.



Romy Schneider prägten das Leben und der Film zu einer schönen jungen Frau, die selbstbewußt und erfolgreich ihren Weg geht.
Die jugendliche Reife, die ihr zartes, offenes Gesicht ausdrückt, weiß Romy sehr geschickt durch tiefe, weiche Haarwellen zu betonen. Wer ihr privat begegnet, wird sie selten anders frisiert sehen, es sei denn mit einer Hochfrisur, die Romy auch liebt.



Filmstar Claudia Cardinale hat trotz Weltruhm von ihrer Natürlichkeit nichts eingebüßt. Von ihren langen kastanienbraunen Haaren will sie sich niemals trennen. Mit wenigen geübten Handgriffen versteht sie es, ihren Schopf zu einer jugendlichen Knotenfrisur zu drehen, unter deren langen Ponyfransen immer ein mädchenhaft frisches und kluges Gesicht hervorlugt.

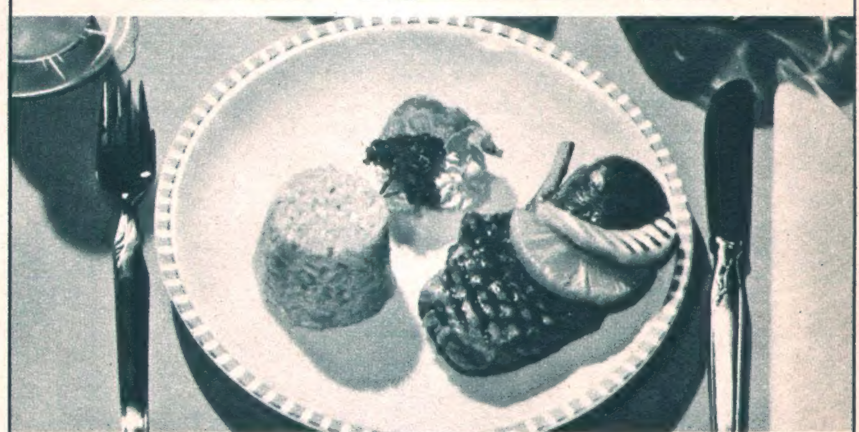


Gina Lollobrigidas schwarze Haarpracht trug von jeher den Sieg über Busen und Beine davon. London animierte Italiens einst zugkräftigsten Filmexportartikel zu diesem Fast-Herrenschnitt, der sie gegen Sturm und Nebel gefeit macht. Der Ärger über schlechtsitzende Frisuren war vorbei und — vielleicht verhilft ihr diese praktische Art zu neuer Popularität bei ihren Filmfreunden.

Es geht auch so:

Gaumenfreuden trotz Schonkost...

burda
BILD-REZEPTE



Gallenschonkost · Entlastende Menüs
Diät, die schlank und schön erhält

DM 3.50 / ö. S 28.– Bestell-Nummer 55

genießt jeder, der nach diesem ansprechenden, mit prachtvollen Farbaufnahmen illustrierten, wohldurchdachten Diät-Rezeptbuch kocht. Und wer wollte nicht vorsorglich oder auch aus gutem Grunde gesunde Kost genießen!

burda Schonkost-Rezepte

Bestell-Nr. 55 zum Preis von DM 3.50 erhältlich im Buch- und Zeitschriftenhandel oder direkt durch den

MODENVERLAG AENNE BURDA
76 OFFENBURG/BADEN

...frohgestimmt...

...Freude am Leben...

Zwischen jungen Leuten eine zwanglose Unterhaltung – im Kreise von Freunden ein interessantes Gespräch – und natürlich MARTINI »on the rocks«. Wo immer Sie sind, mit MARTINI – gut gekühlt – auch mit Soda – bereiten Sie Ihren Gästen und sich selbst eine Freude – Schluck für Schluck.





zu jeder Gelegenheit